Vom Kreuzweg des Lebens.

Vom

Kreuzweg des Lebens.

Novellistische Studien

von

Hans Malser.

Herausgegeben

von

P. K. Rosegger.

[1881]

Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

Druck von L. Fr. Fues in Tübingen.

Vorwort.

Es sind mir die Vollmachten über ein Buch in die Hand gelegt worden, dessen Verfasser — ein in deutschen Landen bekannter Name — sich hier Hans Malser nennen will. Ich habe das Werk nach bestem Erkennen geprüft, habe über dasselbe das Urtheil größerer Lesekreise eingeholt und ich glaube darauf hin weder dem Autor noch dem Publikum Unrecht zu thun, wenn ich das Buch dem Drucke übergebe.

Außergewöhnlichen Schicksalen entstammt, möge dasselbe unter dem bezeichnenden Titel: „Vom Kreuzweg des Lebens“ gleichgestimmte Freunde suchen. Ich hoffe, daß es deren viele finden wird.

Der Herausgeber.

Inhalt:

Annonce Numero Neunundneunzig.

Im finsteren Comptoir einer großen Stadt, hinter einem vergitterten Holzschalter, wo in Zellen die einzelnen Beamten von einander abgesondert sind, so daß das Los, sein Leben lang in diesen Kammern kauern zu müssen, mit dem eines Sträflings nur noch ähnlicher wird, — sitzt über das Pult gebeugt, schreibend und rechnend ein Mann mit gelblich blassem Gesichte, schwarzen Bart und Haaren. Sein Rock ist von feinem Tuche, aber ungebürstet. Auf der Rückseite zeigt er die weißen Spuren einer Mauer, an die der Mann heute, oder vielleicht auch gestern oder noch früher einmal gestreift haben mag. Der Vollbart könnte schön sein, wenn er gepflegt wäre; in den krausen Haaren wühlen die Finger der Hand, mit welcher er den Kopf stützt, der ihm schwer zu werden scheint.

Ueber fünfunddreißig Jahre kann er nicht alt sein, und dennoch ist sein Arbeiten ein schwerfälliges, unbeholfenes; lethargisch kramt er in den Papieren herum und die Ziffern und Zeilen verschwimmen ihm vor den

Augen. Außerdem wird er fort und fort von Eintretenden gestört, die an den Schalter klopfen und allerlei, oft die wunderlichsten Fragen an ihn stellen.

„Guten Morgen! — He, Sie Herr, guten Morgen!" ruft eine Stimme. „Bitte, mir anzugeben, wo ich den Wellenpapagei finde?"

„Den Wellenpapagei?" frägt der Schreiber verblüfft, „was für ein Wellenpapagei?"

„Nun, der heute inserirt ist. Nummer 316."

Ja so. Barnabas Rand vergißt es immer und immer wieder, was über dem Schuber seines Zellengefängnisses zu lesen steht: „Inseraten-Aufgabs- und Auskunftsbureau."

Nun fährt er auf, reibt sich die Stirne. Er muß ja für Papageien und Kanarienvögel und verlaufene Schooßhunde da sein. „Ein noch guterhaltener Schlafdivan wird zu verkaufen gesucht." Den Beamten gelüstet es selber darnach, er ist müde. — „Eine ganze, prachtvolle Salongarnitur." Bei einem Tandler, vielleicht ist es die seine. — „Kostknaben werden aufgenommen". Er denkt an seine lieben, kleinen, stets hungrigen Jungen. — „Als Gouvernante empfiehlt sich" — Wer? eine den besten Ständen angehörige Frau, die durch Unglücksfälle —? Mag wohl so sein. — „Mutzi wird gebeten um ein Stelldichein zur bewußten Stunde,

an bewußter Stelle." Aehnlich hat auch Barnab Rand einmal inseriren lassen. Sie war gekommen. — „Verloren ein goldenes Armband", — „zu verpachten als Sommerwohnung ein Schloß in herrlicher Gegend —". Der Beamte seufzt. „Ein fünfundzwanzigjähriges Fräulein von angenehmem Aeußern, etwas üppig, empfiehlt sich älteren Herren als Gesellschafterin." — „Ein junger Mann von schöner hoher Gestalt —". „Ein junger Kaufmann wünscht sich mit einem häuslichen, wohlhabenden Mädchen zu verehelichen." — „Ein älterer Herr, der über 100,000 Gulden verfügt, wünscht mit einem jungen, hübschen Mädchen in Bekanntschaft zu treten. Chiffre: Treu bis in den Tod". — So schreien die Sachen- und Menschenmäkler durcheinander. „Ein achtzehnjähriges, hübsches Mädchen, welches eine alte blinde Mutter und zwei erwerbsunfähige Geschwister zu ernähren hat, wohnt u. s. w." — „Eingeladen werden alle Gleichgesinnten zur Soirée der Millionäre. Nur Herren ist der Eintritt gestattet".

Barnab Rand zerknittert knirschend das Blatt. Aber fort und fort muß er den Anfragenden Auskunft ertheilen über dies und das und neue Annoncen ins Verzeichniß schreiben. Mitunter laufen auch Klagen ein über Druckfehler und irrige Angaben. Barnab zuckt die Achseln. Als ob er dafür da wäre, den Leuten ihre Schreib- und

Stilfehler zu corrigiren. — Und er war doch dafür da, das mußte er sehr wiederholt hören.

Nun trat ein alter, runzeliger und glatzköpfiger Herr ein. Er klopfte gar artig am Schalter und grinste mit seinen kleinen grauen Aeuglein süßlich zwischen die Gitterspangen.

„Mit Verstattung, bin hier wohl recht", zischelte er mit fast zahnlosem Munde, „wo ich die näheren Verhältnisse der gestrigen Annonce Nr. 99 erfahren kann?"

Barnab Rand trat zum Schalter und starrte den Fragenden an.

„Möchte ergebenst darüber um Auskunft bitten", fuhr der alte Herr fort, indem er seine Hand in der Brusttasche spielen ließ.

Der Beamte blickte ihn unverwandt an und sein Angesicht wurde noch blasser, als es sonst war.

„Bedaure" murmelte er schließlich, „Nummer 99 ist schon erledigt".

Der alte Herr machte sich davon.

Barnab sank auf seinen Schreibpult, verdeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Das wäre der erste Kunde gewesen, du arme, arme Aladine!" so stöhnte er auf und benetzte den Aermel seines Rockes mit Thränen.

Zum Glücke waren aus dem Süden frische Kirschen angelangt, welche der Händler sofort durch eine ver=

lockende Annonce ausrufen ließ. Und es kamen Andere und Andere mit allen denkbaren Wünschen — mit Klang des Goldes spielend diese, mit Sirenengesang lockend jene. Manche Zeile, die durch den Schalter gesteckt wurde, um morgen in der Oeffentlichkeit zu prangen, durchstrich Barnab mit dem Blaustifte, für den Fall es doch irgendwo noch ein keusches Auge oder Ohr gäbe unter den Lesern.

Plötzlich erhob sich draußen vor der Thüre ein Lärm. Poltern, Fluchen und Säbelgerassel scholl durcheinander. Zwei Männer bewarfen sich gegenseitig mit Schimpfworten und forderten sich endlich zum Duell. Und weßhalb? Der Eine wollte zur Thüre hinaus, der Andere, ein Militär, herein, gerade über der Schwelle stießen sie mit den Körpern aneinander. Für den ersten Augenblick prallte Jeder zurück und erwartete von dem Andern eine Entschuldigung. Keiner entschuldigte sich, beide wurden grob und so entstand der Auftritt. Der Chef des Bureaus hatte viele Mühe, die aufgebrachten Herren zu beschwichtigen. Endlich lösten sie sich brummend voneinander, der Eine trat ins Bureau, immer noch in rohen Ausdrücken gegen den „ungehobelten Laffen" losziehend. Dabei klirrte der Eingetretene gar gräulich mit dem Säbel und den Sporen und raste so ein paarmal den schmalen Gang auf und ab, den ganzen Verkehr

hemmend, da sich niemand in seiner Nähe vorüber getraute.

Sein Rockkragen wies mehr, als einen „Gemeinen", es wies einen Lieutenant. Einer, der ihn grüßte, benannte ihn „Herr Baron". Sein Gesicht war tief roth, der falbe Schnurrbart fast licht dagegen. Mit seinem vorstehenden Unterkiefer biß und nagte er am Schnurrbart, mit seinen roth unterlaufenen Augen blickte er nun scharf umher, bis er über der Zelle Barnab Rand's die Aufschrift fand. Er klirrte heran und fragte gedämpften Tones, ob er hier Auskunft über die Annonce Nummer 99 erhalten könne.

Der Beamte musterte ihn sehr unsteten Blickes, was Jener nach seiner Weise deutete. Er reichte die Hand durch den Schalter, durch welchen er auch den Kopf steckte und versuchte dem Beamten eine Papiernote beizubringen.

Barnab schien sich zu ermannen und sagte: „Ich kann Auskunft geben."

„Ein schönes Weib?" flüsterte der Lieutenant, „aber bitte, die Kleinigkeit hier! — Sie kennen sie?"

„Allerdings."

„Ein superbes Weib, wahrscheinlich. Die vier Rangen wären überflüssig. Aber die Annonce lockt."

„Was meinen Sie?" fragte der Beamte, als wäre

er eben aus einem Traume erwacht und hätte die früheren Worte kaum gehört.

„Nun, die Annonce hier, in welcher eine Wittwe noch jung und schön — Mutter von vier Kindern, ohne irgend welches Vermögen sich mit einem reichen Manne zu verheirathen wünscht."

„Sie haben ein Wort ausgelassen, mein Herr", sagte Barnab.

„Wüßte nicht. Chiffre B. R. steht noch hier."

Der Beamte nahm ihm das Blatt aus der Hand, zeigte mit dem Finger auf die Stelle: „wünscht sich mit einem reichen und guten Mann zu verheiraten, heißt es".

„Was wollen Sie damit sagen? Vergessen Sie nicht, daß Sie es mit einem Offizier zu thun haben!"

„Vorhin hatten Sie mit dem Herrn an der Thür Händel, jetzt wollen Sie mit mir anfangen. Ich halte Sie für keinen guten Mann; stecken Sie ihr Geld nur ein."

Der Lieutenant riß seinen Kopf aus dem Schalter zurück und stieß das Wort „Geck" hervor.

„Welcher von uns?" fragte Barnab mit ruhiger Entschlossenheit; es war überraschend, wie sich aus dem halbblöde scheinenden, zusammengekauerten Beamten plötzlich das männliche Bewußtsein entwickelte.

„Soll ich Ihnen eins aufs Leder versetzen? Sie staubige Papierraupe, Sie?“

„Die Annonce Nummer 99 ist schon erledigt“, sagte Barnab und klappte den Schalter zu. Der Offizier polterte davon. Wie Barnab früher geweint hatte, so lachte er jetzt. „Und der“, sagte er zu sich, „der sollte der Mann meiner Frau werden?“

Jetzt kam der Chef der Bureaux heran.

„Aber, mein lieber Freund“, sagte er, dem Beamten auf die Achsel klopfend, „Sie treiben es doch sonderbar. Nicht bloß, daß täglich Klagen einlaufen über Ihre Unverläßlichkeit im Amte, nicht bloß, daß ich täglich neue Fehler in Ihren Buchungen finde, bedienen und behandeln Sie die Parteien auf eine Weise, die — gelinde gesagt — weder das Publikum noch mein Geschäft gewohnt ist.“

„Ich sehe es ein, Herr Chef“, antwortete Barnab, „aber ich bitte auch zu bedenken, wie schwer es für mich sein müsse, diesen Verhältnissen gerecht zu werden —“

„Ja, ja, Sie waren ein reicher Mann, ich weiß es“, unterbrach ihn der Chef, „aber das entschuldigt nichts, gar nichts — im Gegentheile. Sie hätten, dächte ich, Gelegenheit haben sollen, den Werth einer guten Verwaltung und Geschäftsführung schätzen zu lernen, Sie hätten Gelegenheit haben sollen, sich den gefälligen

Verkehr mit Menschen anzueignen, der für den Cavalier, wie für den kleinen Beamten gleich unentbehrlich ist."

„Mir geziemt es nicht, Ihnen entgegen zu sprechen", sagte Barnab, „gestatten Sie mir nur die eine Bemerkung, daß Sie nicht wissen, wie schwer das Dienen ist, wenn man's nicht gelernt hat."

„Lieber Herr, wie schwer das Dienen ist, das weiß selten Einer besser als ich. Sehen sie den Jungen, der unter den Steinkohlenlasten, die er zur Dampfheizung zu schleppen hat, schnauft und ächzt, den jeder Knecht zum Lastthier brauchen kann. Ein solcher Junge war einst ich, Verehrtester! Wem verdanke ich meine jetzige Stellung? Mir selbst, meinem Fleiß, meiner Umsicht, meiner Accuratesse."

„Das bestreitet Niemand, Herr Principal. Jedoch anders bei dem, der das Unglück hatte, in Reichthum geboren, erzogen worden zu sein, der das Leben genoß, der seine Güter sich nicht erwarb, aber deßhalb doch Alles hatte, was Natur und Kunst bieten kann, und der dann plötzlich herabgestürzt wird zu den Füßen jener Menschen, die sonst von ihm das Brot gegessen hatten. Wenn Sie jetzt arm werden, was der Himmel verhüte, Sie werden sich wieder zu bescheiden wissen — aber ich kann so nicht weiter leben."

„Lieber Rand, ich mache Ihnen nicht Vorwürfe

über das unvernünftige Gebahren mit Ihrem Vermögen; dasselbe hätte auf solide Unternehmungen angelegt werden müssen. Aber Sie wollten mit Arbeiten und Arbeitern nie etwas zu thun haben, Sie legten Ihr Geld in die Hände vielversprechender, gewissenloser Schwindler, um mühelos vom einfachen Millionär zum zwei= und drei=fachen zu steigen. Ich will nicht andeuten, wie hart sich das an Ihnen bestraft hat. Ich will Ihnen nur vor=stellen, daß Sie Frau und Kinder haben, die nun auf Ihrer Hände Arbeit angewiesen sind."

„Das weiß ich", sagte Barnab mit der Hand ab=wehrend, „das weiß ich, und wahrlich braucht mir Nie=mand in's Gedächtniß zu rufen, was ich den Meinen schuldig bin. — Sie waren gütig, Herr, und wiesen mir in Ihrem Comptoir diese Stelle an, weil ich den Willen hatte, in ehrlicher Weise mein Brot zu erwerben. Das Brot erwerbe ich zur Noth, oder sagen wir, Sie schenken mir's, denn ich bilde mir nicht ein, auf diesem Platze den Gehalt, welchen ich beziehe, zu verdienen. Wie aber soll ich meine Kinder erziehen? Mein armes Weib, das mich zu trösten und aufzumuntern sucht, ver=kommt vor innerem Gram. Was soll denn aus uns werden? Sagen Sie, was Sie wollen, ich kann so nicht mehr leben!"

Eine echauffirte Dame kam an den Schalter und

gab ein Inserat ab, daß ein Ehering verloren worden, und dem ehrlichen Finder eine Belohnung von 50 fl. zugesichert werde.

„Sie sind aufgeregt, lieber Herr Rand, gehen Sie heute nach Hause“, sagte der Chef zum Beamten und trat selbst vor, um mit der Dame zu verkehren.

„Begreife wohl, meine Gnädigste“, sagte er höflich, „daß Sie den moralischen Werth des Ringes so hoch anschlagen.“

„Wir leben geschieden, aber es war ein kostbarer Diamant darin“, versetzte die Dame. So verhielt sich's mit dem moralischen Werth des Eherings.

Barnab Rand langte nach Hut und Ueberrock und verließ das Comptoir. Es kam ihm vor, als wäre er entlassen. Auch gut. Um einige Tage früher oder später, es ist Eins. — Zwar, morgen sollte er doch am Schalter sein. Es kommen möglicher Weise noch Anfragen in Betreff der Annonce Nummer 99.

Im Gewühle und Geräusche der Stadt wurde Barnab willenlos hingetragen. Mancher der Vorübereilenden blieb stehen und blickte ihm nach. — Das ist der reiche Barnab Rand von der hohen Zeile. Heute muß er Schnaps getrunken haben, er sieht ganz so aus. — Barnab starrte zu Boden oder in's Leere. Die Menschen blickte er nicht an, er wollte sie nicht in Verlegenheit

setzen. Die, welche an seinem Tische gespeist hatten, hätten ihn grüßen müssen und es wäre ihnen wahrscheinlich schwer angekommen. Als er durch die „hohe Zeile“ schritt, schreckte ihn eine bunte Flagge aus seinem Gleichmuth. Dieselbe wehte von der Zinne eines Palais nieder, an der herrlichen Architektonik und den stolzen Renaissance-Gebilden. Am Hauptportale, das weit offen war, standen Diener in fürstlicher Livrée. Eine vierspännige Kalesche rollte heran und in das Gebäude.

Barnab sah es. Daß er eben zurecht kommen mußte! Der junge, neue Besitzer mit seiner Braut ist eingezogen in das Palais, das vor Jahresfrist noch ihm gehört hatte. Vor fünf Jahren war es, daß e r seine Aladine einführte in dieses Haus. Sie, die einzige Tochter einer vermögenslosen, aber hochgebildeten Familie, der Abgott ihrer Eltern, die ihr Rosen streuten von erster Kindheit auf und die nun gestorben waren — Aladine war nun mit ihm gestürzt; ihretwegen, der Kinder wegen war ihm das Unglück so schrecklich. Für sich selbst in Armuth und Vergessenheit zu leben und zu sterben, dazu fühlte er den Muth, aber die Liebe zu seinem Weibe, die Sorge für seine Kinder hetzte ihn, peinigte ihn, trieb ihn zum Aeußersten.

Zum Alleräußersten, dessen je ein Gatte und Vater fähig sein kann. Mehrmals versuchte er zu prüfen, ob

das, was er gethan hatte und zu thun im Begriffe war, nicht die That eines Wahnsinnigen wäre, ob es ihm nicht doch vielleicht die verrückten Einschaltungen aller Art, die in seinem Annoncenbureau ihn umgaukelten, angethan hätten? Das Herz kehrte sich um in seinem Leibe, so oft er daran dachte; allein in Bezug auf seine Liebe und Treue zu Weib und Kind kam ihm das, was er thun wollte, correct vor. Klar über die Sache denken konnte er gar nicht, weil das Gefühl zu mächtig wurde, und so führte er halb willenlos und träumend den Gedanken aus, welchen ihm die Verzweiflung eingegeben hatte.

Sein Weg führte ihn an Gärten entlang und über die Georgenbrücke der Vorstadt zu, wo in einer Dachwohnung die Seinen lebten. Auf der Brücke stand er lange still und blickte gedankenlos in den Fluß, dessen hohe graue Wellen vom Schmelzen des Schnees im Hochgebirge dröhnend dahinflutheten. Schon als Knabe hatte Barnab gerne mit dem Wasser gespielt, als Jüngling gerne träumend auf irgend einer Brücke in das Wasser geschaut — dieses ewig wandelnde Element, das vom Bergesgipfel der Alpen von Stadt zu Stadt bis in's Meer reiset und in diesem die Erdtheile umfluthet und dann wieder an den Strahlen der Sonne gleichsam emporklettert gegen Himmel und in den Wolken die Reisen wieder zurückmacht über Meer und Land! Schon dazu=

mal, als es ihm doch noch so gut ging in seiner heimatlichen Stadt, sehnte er sich mit dem Wasser zu reisen. Diese Sehnsucht ist nun gewachsen . . . .

Als Barnab die dunkle Treppe zu seiner Wohnung hinanstieg, hörte er singen. Aladine hatte schon die Lampe angezündet, da die Abenddämmerung eingetreten war und sie an ihrem Nähtischchen Licht bedurfte. Sie nähte und sang dabei ein heiteres Lied.

„Denke an Deine Augen, Aladine", sagte Barnab, „Du wirst sie noch brauchen."

Denn diese schönen großen Augen waren geröthet.

Sie mußten aber wieder in Stand gesetzt werden, daß sie ihren Bewunderer finden und daß sie wieder die schöne Welt betrachten konnten. —

„Ich habe ein Brautkleid übernommen, das morgen fertig werden soll", sagte sie; „wer wird bei so einer Arbeit an die Augen denken!" Und sang: „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n . . . ."

Er setzte sich zu ihr und blickte auf die Bettchen hin, in welchen die Kinder schliefen.

„Richard war vorhin recht unruhig", sagte sie, den Gesang unterbrechend, „so lange rief er im Traume nach Papa, bis er erwachte. Ich mußte ihm eine Photographie von Dir geben, um ihn zufrieden zu stellen.

Er legte das Bild an seine Seite und schlummerte wieder ein."

„Was haben die Kinder zu Abend gegessen?"

„Hat ihnen gemundet das Huhn, welches Du Mittags nach Hause brachtest."

„Und Du? Auf Dich vergaßest wieder!"

„Närrchen", lachte sie auf, „wer wird denn auf sich selbst vergessen. — Wollt' ein Mädchen fruh aufsteh'n, wollt' gehen in den Wald —"

„Ich bitte Dich, Aladine", unterbrach er sie, „lass' das Singen sein, es geht Dir doch nicht vom Herzen."

Da entsanken ihr die Hände mit dem Weißzeug und sie brach in ein bitterliches Schluchzen aus.

„Mein armes Weib", sagte er und faßte ihre Hände, „Du willst mir verhehlen, wie schwer Du trägst. Du leidest für mich, Alles für mich und wärest werth, so glücklich zu sein!"

„Meinen Theil von dieser Welt hab' ich schon empfangen", murmelte sie in Bitterkeit, „es ist hart, daß wir dienen müssen und mit Spott dastehen vor den Leuten. Und wenn ich an die Kinder denke, was aus ihnen werden soll . . . ."

„Weine nicht, mein gutes Herz", sagte er, „bald — noch ehe die Sonnenhöhe dieses Jahres eintritt, — wird es wieder anders sein."

„Glaubst Du das, Barnab? Dann glaube es auch für Dich, daß ich nicht immer in Dein trauriges Antlitz schauen muß.“

„Ich weiß es wohl“, sagte er, „daß ein trauriger Mann nicht gefallen kann, daß gerade die beste und edelherzigste Frau das Anrecht hat auf einen glücklichen, heiteren Geliebten. Den wirst Du wieder haben, Aladine, ich werde nicht eher ruhen. Du bist noch so jung, so schön, so liebenswerth. Nein, die Freuden des Lebens können Dich nicht auf immer meiden!“

„Zuweilen glaube ich, Stärke genug zu besitzen, Alles zu tragen, was nur mich allein treffen soll, aber Deine immer wiederkehrende Zuversicht, lieber Mann, daß wir wieder glücklich werden müssen, thut mir wohl. Die Welt ist ja so schön, das Leben ohne Sorgen so süß, und jetzt — da wir das Elend kennen gelernt haben — erst doppelt werden wir ein Glück genießen, das wir sonst für selbstverständlich betrachtet hatten. Wie wird uns wieder ein gedeckter Tisch anmuthen und ein seidenes Kissen und ein Wagen — er muß nicht vierspännig sein. Und wenn ich die Straßen mit Goldstücken pflastern könnte, so fahre ich nicht mehr vierspännig. Jetzt weiß ich's, es ist eine Versündigung gegen den Bettler, der auf Krücken durch die Gassen keucht. Und der lieben Kunst, nicht wahr, Barnab, der wollen

wir uns inniger zuwenden, als wir es sonst gewohnt waren, da wir ihrer nur insoferne gedachten, als es Modesache ist. Wie war es nur möglich, daß ich über dem Schmuck, den ich in der Oper trug, der Meisterwerke vergessen konnte, die von der Bühne schallten, da mich jetzt das Lied eines Leierkastens im Hofe oft wunderbar ergreift! — Ja, Barnab, wenn diese Zeit der Prüfung uns eine Schule des Lebens ist, dann — doch", setzte sie leiser bei, „noch sehe ich nicht, wieso sich's ändern soll. Und das ist eben auch ein Grund, weßhalb mir unsere jetzige Lage so hart wird, weil ich sie immer und immer wieder vergleiche mit dem Leben der Glücklichen."

„Thue es immerhin", sagte er, „meine Pflicht und meine Sorge wird es sein, Deine Hoffnung zu erfüllen." —

Und zu sich: Du selbst, Barnab, bist nun nicht mehr der Rede werth. Wickle wie ein reeller Mann deine Geschäfte ab, dann schließe den Laden. — Sie lechzt nach Reichthum.

Am andern Morgen verließ Barnab Rand zeitlich die Wohnung. Er ging über die Georgenbrücke den kürzesten Weg dem Comptoir zu, um die eingelaufenen Correspondenzen zu sichten. In den Morgenstunden, wenn die halbe Stadt noch in Federn ruht und nichts

weiß von dem ungeheuren Apparat der Presse, die stets in Bereitschaft ist, den Wünschen, der Neugierde, allen Leidenschaften der kaum Erwachenden zu dienen — in solchen Morgenstunden ist das Auskunftsbureau leer und nur die gestrigen Wellenschläge des Publikums schäumen in Gestalt zahlreicher Briefe an die Schreibpulte.

Das Meiste ist gewöhnlich und trocken, wie Kieselsand. Bauausschreibungen, Verloosungen Licitationen, Hauskäufe und Verkäufe, Pachtvorschläge, Verlobungs- und Todesanzeigen, Dienstvermittlungen — und wie sich die tausend Stränge eben durcheinanderweben zum Netze, in welchem die Gesellschaft sich gegenseitig fängt. Blutrothe Fäden schlingen sich dazwischen einzeln hin, und wer sie verfolgte? — der Eine verbirgt sich schlicht und züchtig hinter den andern und zieht sich unbemerkt hinan zum höchsten Gipfel des menschlichen Glückes; der Andere schlingt sich im Wirrwarr, versteckt sich zeitweise im Gewebe, zuckt hier und dort in einem hellen Punkte auf wie eine Flamme und verliert sich allmälig in jenen finsteren Ungrund, den eben das Gewebe der Gesellschaft uns verschleiert. — Hier gellt ein Angstschrei aus dem Blättchen Papier, der in der Abendausgabe vierzigtausendfach wiederhallen soll: „Eine Mutter vermißt seit gestern Mittag ihr vierjähriges Söhnlein!“ Gleich das nächste Briefchen — freilich in zerrissenen Schriftzügen,

bittet um die Aufnahme einer Notiz, in welcher eine Mutter ihre sechzehnjährige Tochter verkauft. — Ein weiterer Brief lautete also: „Der wohlgeborne Herr Herausgeber des „Herold" wird ersucht, folgendes Inserat in das Blatt zu nehmen: Ein kräftiger, fleißiger Arbeiter aus guter Familie bittet Arbeitsgeber um eine Beschäftigung, widrigenfalls er entschlossen ist, den Weg des Verbrechens zu betreten." Ein anderer Brief trug die Aufschrift: „In Sache der Annonce Nummer 99."

Mit zitternder Hand entfaltete Barnab dieses Schreiben und las folgende, mit fester, sicherer Hand hingelegten Zeilen:

„In der Voraussetzung, daß bezeichnete Annonce keine Mystifikation ist, erlaube ich mir, mich des Näheren über die Verhältnisse jener Wittwe zu erkundigen. Ich bin ein Mann von 36 Jahren und Wittwer. Mein auf sichere Zinsen angelegtes Vermögen würde mir gestatten, der Gemahlin ein angenehmes Leben und ihren Kindern eine gute Erziehung zu bieten. Näheres über mich ist mit der Losung „Franklin" zu erfahren beim Pförtner des Hauses Nr. 4 auf dem Löwenplatz."

Nach diesem Schreiben war Barnab Rand für alle weitere Correspondenz, die noch zu lesen vorlag, verloren. Er zwang sich auch gar nicht weiter mehr, er steckte den Brief zu sich und verließ das Comptoir. Er

glaubte seinen Mann gefunden zu haben. Wie ganz anders wogen diese wenigen Worte gegen das Auftreten jenes lüsternen Alten, jenes rohen Soldaten von gestern. Wenn Barnab sonst über die Ungeheuerlichkeit seines Schrittes selbst erschreckt war, diese Zuschrift galt ihm als genügsame Deckung und Rechtfertigung, es schien nun wirklich in der Möglichkeit zu liegen, daß sich sein wunderliches Phantasiegebilde realisire.

Dem Löwenplatze ging er zu. Das Haus Nro. 4 war ein prächtiges Gebäude, welches in seinem Erdgeschoße eine Reihe eleganter Kaufläden hatte, im Uebrigen aber an solider Vornehmheit an einen altaristokratischen Wohnsitz gemahnte. Dem Portier bedeutete Barnab, daß er hier eine Aufklärung erwarte und nannte das Wort „Franklin".

Freundlich wurde Barnab in den ersten Stock gewiesen, dort möge er nach dem „Herrn" begehren.

Barnab folgte der Weisung und ein Diener, nicht in Livrée, sondern in schlichter schwarzer Kleidung geleitete ihn in die Wohnung. Die Gemächer, durch welche er geführt wurde, waren elegant, ohne zu prunken, comfortabel; ohne aber auf eine Verweichlichung der Bewohner zu deuten. An den Einrichtungsstücken prangte keine auffallende Farbe, dieselben wirkten vielmehr durch ihre einheitliche Form, durch die richtige Vertheilung von

Licht und Schatten. Die Gemälde an der Wand glänzten weder durch Größe noch durch allzu üppige Rahmen, aber die Malereien selbst waren wohl derart, daß Barnab, der von solchen Dingen auch etwas verstand, gerne davor stehen geblieben wäre, wenn die Schwere seiner Mission irgend noch ein anderes Interesse in seiner Seele gelitten hätte.

Nun stand er vor einem stattlichen Manne, auf den das Alter von 36 Jahren wohl passen mochte. Haar und Bart waren blond, die Stirne hoch und rein, das Auge freundlich, jugendlich, aber nicht ohne Ernst. Auf den ersten Blick ahnte man die Ebenmäßigkeit der Milde und der Thatkraft, die in diesem Manne liegen mußte.

„Womit kann ich Ihr Diener sein?" mit diesen Worten begrüßte er den Eintretenden.

Barnab war in Gefahr, in diesem Momente die Kraft zu verlieren, die er doch haben mußte, um das zu thun, was vor ihm vielleicht noch kein Mann gethan hatte. Die solide Pracht der Wohnung heimelte ihn an, ein solches Haus mochte er seiner Aladine, seinen Kindern doch wünschen.

Barnab verbeugte sich wie ein Cavalier und sagte: „Ich komme in Angelegenheit der Annonce Nr. 99."

„So darf ich wohl vor allem bitten um den geschätzten Namen."

„Ich bin der Bevollmächtigte jener Dame," sagte Barnab, „der Vormund ihrer Kinder."

Mit ruhiger Freundlichkeit lud ihn der Herr des Hauses ein, neben ihm Platz zu nehmen.

„Ja", sagte er hierauf, „ich schrieb an das Auskunftsbureau, weil mir eine andere Adresse nicht in die Hand gegeben war; dieses hat, wie ich sehe, die Sache prompt vermittelt und ich erwarte einige nähere Aufklärung."

„Aus bester Quelle, mein Herr, und —"

„Ich bitte! Selbstverständlich muß Klarheit über meine Person und Verhältnisse vorausgehen, da ich nicht annehmen kann, daß Sie darüber genugsam informirt wären, um mir die vollste Offenheit, die ich später verlangen werde, entgegenbringen zu können."

„Ich verweile erst," fuhr der Mann fort, „seit kurzer Zeit in dieser Stadt. Ich lebte bisher in einer ziemlich entfernten Gegend des Landes, in welcher meine Besitzungen liegen. Dort ward ich geboren, dort verheiratete ich mich in meinem vierundzwanzigsten Jahre mit einem jungen, armen Mädchen, dessen Vorzüge zu schildern bei dieser Gelegenheit nicht am Platze ist. Nach einer kaum einjährigen Ehe hatte ich das Unglück, sie durch den Tod zu verlieren. Ich hielt mich auf diesen Schlag einige Jahre lang für gebrochen, aber die Anforderungen meines Berufes als Gutsbesitzer rüttelten

mich allmälig wieder auf und ich arbeitete. Auch machte ich größere Reisen und einen andern Theil der Zeit verbrachte ich mit Studien und allerlei Versuchen und Unternehmungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft und der Industrie. Bisher hatte mich die Erinnerung an meine selige Gattin erfüllt und beseelt; aber in dem Maße, als meine Jahre und auch mein Vermögen zunahmen, erwuchs in mir eine Leere, die ich nur durch eine zweite Verbindung mit einem edlen Weibe ausfüllen zu können glaube. Doch vermag ich nicht zu suchen, wie der Kauflustige eine Waare sucht, und da ich sehr zurückgezogen lebe, so fehlt mir jede Bekanntschaft mit Frauen. Auf ein Gefühl, womit ich mein erstes Weib heimführte, muß ich das zweitemal wohl verzichten — das kommt nicht mehr. So möchte ich dafür wenigstens eine andere sittliche Aufgabe lösen. Als ich nun in der Zeitung die Annonce las von einer schönen vermögenslosen Wittwe mit vier Kindern, da kam mir der Gedanke: hier wären vielleicht mit Eins fünf Menschen von moralischem und physischem Untergange zu retten und die ich rettete, wären zum Lohne — meine Familie. — Was ist Ihnen, lieber Herr?"

Sehr blassen Angesichtes versetzte Barnab: „Sprechen Sie nur weiter. So habe ich in meinem Leben noch nicht sprechen gehört."

„Nun, die Hauptsache wäre gesagt. Ich habe Ihnen absichtlich die inneren Gründe hervorgehoben, damit Sie von der Uneigennützigkeit meiner Absicht um so eher überzeugt sein möchten. Natürlich gilt das nur principiell, denn vor Allem handelt es sich darum, welche Wirkung für sie und doch vielleicht auch für mich aus unserer gegenseitigen persönlichen Bekanntschaft entstehen wird. Sie würden eine solche nach Ihrem Gutdünken vermitteln und mir heute gütigst vielleicht nur ihr Temperament und ihren Charakter andeuten."

Barnab erhob sich, legte die Hand an die Brust und sagte: „Herr, Sie bekommen ein Weib, wie ein zweites nicht mehr auf dieser Welt lebt. Sie ist gut wie ein Engel, fromm wie eine Heilige. Sie ist erst dreiundzwanzig Jahre alt. Ihr Haar ist licht, wie dieses Gold, Herr, an dem Ring Ihres Fingers. Ihr Aug' ist blau, 's ist aller Himmel drin, der niederschaut Tag und Nacht auf diese Erde. Sie ist schön, unbeschreiblich — kommen Sie!" Barnab zerrte den Gutsbesitzer an eine Ecke des Saales, in welcher eine Marmorstatue der Venus von Milo stand. „So ist sie! so vollkommen und so rein. — Aladine! Und nicht gemacht für Entbehrung und Noth. Werth, eine Königin zu sein und nicht zu leben an der Seite eines Schluckers. — Ich bitt' Euch um Gott, Herr — ein Glas Wasser!"

Er war völlig zusammengebrochen auf das Sopha, mit bebender Hand führte er die Labung zum Munde.

„Die Dame muß Ihnen sehr nahe gehen,“ bemerkte der Herr des Hauses theilnahmsvoll, „eine Verwandte von Ihnen? wohl gar Schwester?“

„Dieses Weib kann ich nicht leiden sehen!“ rief Barnab und verdeckte mit den Händen sein Gesicht. „Und sie wird Sie auch lieb haben, denn Sie sind werth, von dem besten Weibe der Welt geliebt zu sein. Nicht Jeder ist's! Nicht Jeder ist's!“

„Sie erregen mein Interesse für die Dame in noch höherem Grade, wenn Sie mir die Adresse anvertrauen wollten —“

„In der Gartenstraße wohnt sie, im weißen Hause — hoch unter dem Dach!“

„Ich will sie heute noch sehen.“

„Heute noch?“ fragte Barnab und seine Stimme hatte kaum einen Ton. „Nein, heute doch nicht. Morgen, gehen Sie morgen hin. Früh ist sie fertig. Aber heute noch nicht!“

Barnab wußte kaum, daß er vorgebeugten Leibes und mit gerungenen Händen zu diesem Manne emporsah, als flehe er um sein Leben.

„Verzeihen Sie, wenn ich zu indiscret gewesen bin,“ sagte der Herr des Hauses. „Mich verlangt's, die Frau

zu sehen und zu sprechen, füge mich aber ganz Ihrem Gutdünken."

„Kommen Sie morgen," hastete Barnab, „morgen gewiß. Ich werde die Annonce einstellen lassen. — Seien Sie ein großmüthiger Mann, der Frau ein guter Gatte, den Kindern ein guter Vater. Lieben Sie sie warm und aufrichtig. Geben Sie den Kleinen eine Erziehung, die ich nicht im Stande war, ihnen zu geben und seien Sie gesegnet in dieser Welt und in jener. Leben Sie wohl!"

Keinen einzigen Blick mehr warf Barnab Rand auf den künftigen Mann seiner Frau; die Hände noch abwehrend gegen denselben ausgestreckt, verließ er rasch das Zimmer und eilte aus dem Hause.

Auch der Herr des Hauses war nicht ganz ruhig geblieben und er ahnte, daß hier etwas vorgehe, was er nicht zu durchschauen vermochte. Sein Vertrauen wurde durch das Benehmen des Mannes allerdings nicht gehoben, hingegen wuchs seine Neugierde und das Interesse, welches er an diesem Falle nahm, seitdem er die Zeitungsanzeige das erstemal gelesen hatte. — In der Gartengasse, im weißen Hause, hoch oben unter dem Dache. Hatte der Fremde nicht so gesagt? — Der Wittwer ist entschlossen hinzugehen — auf jeden Fall thut Hilfe noth.

Als Aladine an demselben Tage ihren Mann die Treppe heraufkommen hörte — sie kannte ihn schon an seinen Schritten — verbarg sie ihre Näharbeit rasch im Schranke. Sie hatte eben einen schwarzen Flor an die weiße Leinwand geheftet, während sie gestern vorgegeben, daß es ein Brautkleid wäre. Es war ein Todtenhemd, sie hatte von der Leichenbestattungsanstalt Arbeit übernommen und wollte ihrem trübsinnigen Gatten die traurige Bestimmung ihrer Arbeit verhehlen.

Drei kleine, muntere Knaben und ein Mädchen waren um die Frau versammelt gewesen; die älteren davon sprangen nun zur Thür, um den Vater zu empfangen.

Sie war freudig überrascht, denn er kam zu ungewöhnlich früher Mittagsstunde nach Hause. Er küßte sie, er herzte die Kinder, er war in Aufregung.

„Gib jetzt all' dieses Zeug weg, ich will es nicht mehr sehen," sagte er und deutete auf den Nähkorb. „Aladine, Du bist keine geborne Modistin. Heute sollst Du gar nicht arbeiten. Heute ist ein Festtag."

„Was soll denn heute sein, Barnab?" fragte sie verwundert.

„Unser Hochzeitstag."

„Du irrst doch. Der Jahrestag unserer Trauung kehrt erst im nächsten Monate wieder."

„Im nächsten Monate? Dann wird es auch so sein. Nichtsdestoweniger wollen wir heute einen Festtag halten.“

„Hattest Du nicht im Comptoir zu thun?“

„Ich war dort. Ich habe den Dienst gekündet.“

„Wie verstehe ich das? Du bist so bewegt, Barnab. Ist eine Veränderung eingetreten? Wird es doch wieder gut?“

„Es wird wieder gut, Aladine!“ sprach er. Zur Thür herein trat der Kellner eines nahen Hotels mit feinen kalten Speisen und einigen Bouteillen Wein.

„Du siehst, Weib,“ rief Barnab, „ich will heute einen Festtag haben.“

In Aladinens Herz kam eine große Freudigkeit, begleitet von jener Bangniß, ohne die ein Hochgefühl so eigenthümlicher Natur niemals ist.

Sie aßen und sie tranken und Barnab wiegte den ältesten Knaben Richard auf seinem Knie. Dann hob er das Glas und stieß mit Aladinen an: „Es lebe Aladine! Es lebe ihr Mann!“

Es war ein heller Klang in den Gläsern und Barnab sagte, als er getrunken hatte: „Mich wundert, daß keines gesprungen ist . . .“

Für den Nachmittag lud er seine Gattin zu einem Spaziergang. Es war ein sonniger, blühender Maitag.

Sie gingen über die Georgenbrücke und sahen vom Geländer aus den Kähnen zu, die unten schaukelten. Sie gingen zufällig am Auskunftsbureau des „Herold" vorbei; Barnab blickte durch die Glaswand: es saß schon ein Anderer an seiner Stelle. Sie gingen durch die Hochzeile und als Aladine das große Haus erblickte, welches sie vormals besaßen, sagte sie: „Es ist doch wunderlich, heute kann ich's ansehen wie ein fremdes, es wird mir kein bischen schwer um's Herz. Heute thun mir auch die Bemerkungen der Leute, die ich hinter mir höre, nicht weh. Es muß wohl was bevorstehen."

„Es steht was bevor, Aladine. Aber frage heute nicht darnach, ich bitte Dich. Verlebe diesen Tag so sorglos und freudenvoll, wie den Brauttag vor fünf Jahren. Damals hast Du auch nicht gefragt nach dem Morgen, warst mit dem Heute zufrieden."

„Wie gefällst Du mir so!" antwortete sie, mit Zärtlichkeit sich an seinen Arm schmiegend, „so hätten wir es immer halten sollen, es wäre das letzte Jahr nicht so bitter gewesen."

Sie kamen auf den Löwenplatz.

Barnab deutete auf das Haus Nummer 4 und sagte: „Möchtest Du hier wohnen?"

„Da müßte es wohl noch schöner sein, als auf der hohen Zeile," bemerkte sie, „wem gehört dieses Palais?"

„Eben jetzt," sagte Barnab, mit fiebernder Rede, „eben fährt er mit den zwei flinken Braunen aus dem Hause. Er sitzt ganz allein im großen Wagen."

„Ein hübscher Mann," bemerkte Aladine.

„Der Besitzer des Hauses."

Sie gingen weiter. Barnab war plötzlich still geworden. — „Ein hübscher Mann!" Wie sehr hatte er dieses Wort gewünscht! Wie tief hatte es ihn getroffen!

Sie gingen in den Stadtwald hinaus und wandelten unter dem Schatten der jungbelaubten Eichen, Buchen und Linden dahin. Und dort, wo der Wald am dichtesten war und nur von fern herüber das Gerassel der Wägen, welche durch die Hauptalleen fuhren, vernehmbar, dort ließen sie sich nieder auf einer Bank und träumten. Auf dieser Bank waren sie auch damals gesessen, als sie dem Geräusche der Hochzeit entflohen, sich unter diese stillen Schatten flüchteten.

„Mir ist, als finge wieder ein neues Leben an," flüsterte Aladine, ihr Köpfchen an seine Brust lehnend, „wie ich Dich liebe, Barnab!"

Er küßte ihre Stirne:

„Ich verzeihe Dir ja gerne, daß Du nur in der Hoffnung auf neuen Glanz an meiner Seite selig bist. Das ist menschlich."

„Wie ich Tag und Nacht sinne, Dich zu erfreuen!“ fuhr sie fort.

„Mich zu erfreuen!“ versetzte er, „gibt es nur ein Mittel: Dein Glück.“

„Es ist aber ein unseliger Fehler der Menschen,“ fuhr er fort, „daß sie in ihrem Glücke zu kühn und anspruchsvoll werden. Mit der ersten glücklichen Stunde, die das Geschick ihnen verleiht, glauben sie das Anrecht auf eine zweite erlangt zu haben und je länger die angenehme Zeit währt, desto untröstlicher sind sie am ersten trüben Tage. Und scheint es nicht, als wenn jede Lust und sei es die unschuldigste, auf dieser Welt auch gebüßt werden müßte? — Darum, Aladine, wollen wir uns nicht mehr berauschen lassen vom Tranke der Götter, damit die Neige uns nicht zu bitter werde.“

„Wir wollen uns aber doch auch die Freuden, wenn der Himmel solche uns wieder schenken wird, nicht durch die Angst vor deren Ende vergällen, denn ein Leben voll Furcht vor dem Verlieren erscheint mir unseliger, als eins, in welchem es kaum etwas mehr zu verlieren gibt.“

„Mir zum Beispiele,“ sagte er, „will das Leben ohne Dich eine Unmöglichkeit scheinen und ich beginne mich daher schon jetzt in dem Gedanken zu üben, wie es sein würde, wenn Du von mir genommen wärest. — Du solltest es auch so halten, Aladine.“

„Du willst heute einen sorglosen Tag, einen Festtag haben," versetzte die junge Frau, „und hegst solche Gedanken! Was bedeutet das?"

„Wir sind nun fünf Jahre beisammen," sagte er, „und wollen uns heute seit dem Hochzeitstage den ersten glückseligen Tag machen! So flackert die Liebe selten auf; ihre Dochte sind wohl die Herzen, aber ihr Oel ist der Besitz irdischer — goldener Güter."

„Wo das Vermögen fehlt," antwortete sie, „dort vermögen wir auch nicht, die Eigenschaften des Herzens zu entwickeln, vermögen wir auch nicht wahrhaft gut zu sein. Im Kampfe um die Existenz nehmen wir nur die Stelle des Thieres ein."

„So ist es," sagte Barnab und erhob sich. „Wir wollen zu den Kindern gehen."

„Vor fünf Jahren blieben wir lange hier sitzen," bemerkte Aladine, „es war schon dunkel geworden."

„Freilich, damals gingen wir nicht zu den Kindern," lächelte er.

„Und waren selig auch ohne sie," sagte Aladine, „wie kann das sein? Wie kann es sein, Barnab? — Heute bist Du allein mir nicht mehr genug."

„Und ich bin auch nicht eifersüchtig. Vergiß mich, Aladine, liebe die Kinder, herze die Kinder, bewache, führe die Kinder, erziehe sie, mache sie zu braven, tüchtigen

Menschen, versprich mir das — und Du hast Alles gethan, um mir die noch übrigen Stunden meines Lebens zu beseligen."

„Was ist das?" rief sie und sah ihn fragend an.

„Vergiß mich, Aladine," fuhr er lebhaft fort, „und die Kinder lehre zu arbeiten, damit sie nicht einst das Fiasko machen, wie ihr Vater. — Bedenke es, daß ich ganz, ganz in diesen Kindern lebe, in diesen Kindern leben und glücklich sein will. Und jetzt komme schnell, wir gehen zu ihnen."

Als sie nach Hause kamen, preßte er die Kinder so stürmisch an die Brust, als hätte er sie lange schon nicht mehr gesehen. Hierauf schrieb er mehrere Briefe.

Dann wurde es Nacht. Eine Nacht voll süßer, bräutlicher Minne. Aladine meinte, aller Jammer des vergangenen Jahres wäge sie nicht auf.

Des andern Morgens, als sie erwachte, war sein Bett leer und kühl. Er mußte früh aus dem Hause gegangen sein, sie konnte nicht rathen, weßhalb, wohin. Seit einigen Tagen war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, die gewiß befremdend auf sie gewirkt haben müßte, wäre sie nicht der Ueberzeugung gewesen, daß sein geheimnißvolles Thun und Sagen aus den Anstrengungen entspringe, ihr Los wieder zu verbessern, die schönen Zeiten wieder heraufzubeschwören. Welcher Art diese

Anstrengungen waren, darüber dachte sie nicht nach, wie es ja so viele Frauen gibt, die wohl des Mannes Schöpfungen erwarten und beanspruchen, aber von seiner Mühe und Arbeit nichts verstehen und nichts wissen wollen.

Die Kinder schliefen noch; selbst das Kleinste war in dieser Nacht ausnehmend ruhig gewesen. Richard hielt schlummernd die beiden Händchen ausgestreckt, als wolle er etwas Enteilendes noch erhaschen.

Aladine kleidete sich an und verrichtete in Gedanken und eben deßhalb gedankenlos die gewöhnlichen Geschäfte des Morgens. Heute, nach und in neuen Träumen vom Glücke, kamen sie ihr doppelt sauer an, denn es waren Verrichtungen, die sie sonst von der Kammerjungfer, von der Kindswärterin, von der Köchin abthun zu lassen gewohnt war. Neu erstand in ihr die Gewißheit, sie sei für eine bessere Existenz geschaffen. Die Seligkeit der letzten Stunden hatten in ihr die Zuversicht neu erweckt. Im Uebermaße der Hoffnung küßte sie den Knaben — das liebliche Ebenbild seines Vaters — wach. Dabei fand sie ein blaßblaues Blatt Papier, welches zusammengefaltet an der Brust des Knaben, im Hemdchen stak. Sie war über solchen Fund an solchem Orte etwas überrascht und wollte das Blatt eben entfalten, als es an der Thür klopfte.

Ein fremder Mann trat ein, sein Aussehen und Gruß war in der feinen, ungezwungenen Form eines echten Cavaliers. Anstatt einer näheren Beschreibung sei alsogleich verrathen, daß es der Herr des Hauses Nummer 4 auf dem Löwenmarkte war. Eine kleine Unruhe allerdings wäre während des Eintritts an ihm bemerkbar gewesen, jedoch, als er Aladine sah, war das volle Ebenmaß seines Wesens wieder hergestellt und sein Auge hellte sich wundersam auf.

Um so befangener fragte die ehemalige Salondame, die hier in ziemlich tiefem Negligé überrascht wurde, nach dem Wunsche des Eintretenden.

„Ich bitte für jetzt nur um einige Augenblicke Gehör," sagte der Fremde, „mich in Bezug auf die schlechtgewählte Stunde dieses Besuches zu entschuldigen, behalte ich mir für später vor."

„— Wie so?" fragte sie und dachte für sich weiter: Wieso kann dieser Mensch wissen, ob ich ihm später Gelegenheit geben werde, seine Entschuldigung anzubringen?

„Ich hege die Ueberzeugung," sagte er, „daß ich hier an der rechten Thür geklopft habe und so erlauben Sie mir, daß ich offen spreche. Ich komme, meine verehrte Frau, in Angelegenheit der bewußten Annonce Nummer Neunundneunzig.

„Ah, Sie suchen meinen Mann," versetzte sie, „da

muß ich wohl bitten, sich in das Auskunftsbureau zu bemühen."

„Mann?! Ihren Mann?" fragte er mit leiser Stimme. „Spreche ich denn nicht mit der Frau Aladine von Wiesand — ehmals verehelichte Rand?"

„Ich bin sehr erstaunt, mein Herr!" gab sie zur Antwort.

„Der Herr Vormund Ihrer Kinder war so gütig, mir diese Adresse —"

Er wies eine Karte vor. Aladine las ihre Adresse und die Handschrift Barnab's.

„— Ehmals verehelichte Rand!"

Vor ihren Augen begann es seltsam zu flimmern, ein Gedanke wild und glühend wie der Blitz, schoß durch ihr Gehirn.

„Ich muß Sie inständig bitten, daß Sie mich verlassen," stammelte sie und wankte gegen das Bett der Kinder.

Gar blassen Angesichtes verließ der Gutsbesitzer Alland — auch seine Adresse fand sich auf der Karte — die Wohnung; fast taumelte er die Treppen herab. Noch selten war es ihm passirt, die Fassung zu verlieren, aber diesmal wußte er nicht, wie ihm geschah.

Aladine wußte es freilich noch weniger, wie ihr war; der ganze bittere Schmerz einer tiefgekränkten Frau

wallte in ihr auf, der jedoch bald durch den Eindruck des Räthselhaften wieder verdrängt werden sollte. Und sie hielt noch das blaue Papier in der Hand, welches sie auf Richards Busen gefunden hatte. Sie entfaltete es, fand Barnab's Schriftzüge, und nun war jener Augenblick ihres Lebens da — sie las Folgendes:

„Aladine! Wenn der Knabe erwacht und Du dieses Blatt zur Hand nehmen wirst, ist es mit mir vorbei. Ich sah Euer — Dein bewußtes, der Kinder unbewußtes — Bedürfniß nach besserer Zukunft, ohne eine solche Euch schaffen zu können. Im Gefühle der Treue lege ich daher Euer Los in die Hände eines andern Mannes, der bei Dir eintreten wird. Es ist Herr Alland, ich halte ihn Euer werth, ich habe ihn gesucht, er besitzt die Eigenschaften und Mittel, Euer Lebensglück, das ich vernichtet habe, wieder aufzubauen. Nimm ihn für Dich als Gatten, für die Kinder als Vater an. Gedenke meiner, Aladine, oder vergiß meiner, wie es Deiner Ruhe am besten ist, nur verzeihe mir das, was ich thun mußte, es geschah in Hinblick auf Euer Wohl. Ich für meine Person kenne keinen Wunsch und keine Furcht mehr; belohne meine Liebe zu Dir, indem Du wieder glücklich bist. Mein Weib, meine Kinder, lebet wohl!

Barnab Rand.“

— — — — — — — — — — — — — —

Was geschah nun?

Barnab wurde noch an demselben Morgen unterhalb der Georgenbrücke an das Ufer geschwemmt. Aladine wurde ins Leichenhaus gebracht und blickte dem todten Gatten starr ins erdfahle Angesicht. Fast schien zu dieser Stunde ihr Wesen kalt und stolz — ganz anders, als wie sonst eine junge Wittwe steht an der Bahre ihres geliebten Mannes.

Und warum? — Leser, frage das Weib, welches Dir am nächsten ist, das wird Dir's sagen. Es wird nicht untersuchen die Beweggründe, die ihn leiteten, die Kämpfe, die er stritt, es wird sagen: er hat das Weib mißkannt und das kann das Weib nicht verzeihen. Barnab Rand hat Aladine für so niedrig gehalten, daß er ihr zutraute, ihren Geliebten, den Vater ihrer Kinder für Reichthum und Wohlleben hinzuopfern. Barnab Rand hat für Aladine eigenmächtig einen Gatten bestimmt und so das erste und heiligste Recht der Frau auf das Tiefste verletzt. Sie war das Eigenthum für seine Person, so wie sein Leben ihr Eigenthum war. Dieses Eigenthum hatte er ihr geraubt, sie — die Gattin — hatte er wie eine Waare ausgeboten und verkauft, lediglich um einer wohlbestellten Existenz seiner Kinder willen. Was Barnab Rand that, scheint nur wie eine großherzige Selbstopferung. —

Wenn Aladine an seiner Bahre eine Thräne vergoß, so war es die der schwersten Kränkung. — Je heißer sie ihn liebte, desto tiefer muß diese Kränkung sein. —

Nur zu bald hatte Herr Alland den wahren Sachverhalt der Annonce Nummer 99 erfahren. Nun war freilich sein Erstes, in die Dachwohnung der verlassenen Frau zu eilen, sie über seine Schuldlosigkeit an der unseligen Mystifikation aufzuklären, ihrer Weibeswürde Abbitte zu thun und sich ihr in möglichst diskreter Weise als Schützer ihrer Kinder anzubieten.

Er fand die Wohnung leer. Die Frau mit den 4 Kindern war ausgezogen — man wußte nicht, wohin ....

Meister Gottfried's Morgengang.

Meister Gottfried war der Welt ergeben — der Welt, ihrer Schönheit und ihren Freuden. Er war selbst schön an Gestalt und wußte Freuden zu spenden — nicht allein seinen Geliebten, sondern aller Welt durch die Werke, die sein Künstlergeist erschuf.

Aber seine Seele hatte einen Flügel, der höher emporstrebte — weit über die Kunst und über das Leben hinaus. Er konnte nicht ertragen, den Verfall zu sehen von dem, was der Menschenschoß gebar, die Menschenhand gestaltete. So sehr war sein Wesen von Lebensgluth durchgossen, daß er an Alles glaubte, nur nicht an das Sterben. Er sah auf dem Gottesacker die Gräber, und doch leugnete er den Tod. Auch glaubte er nicht an das Dogma vom „Kreislaufe des Lebens, und daß der gestorbene Mensch in den Elementen weiter lebe, theils als Wassertropfen, theils als Blume, theils als Luft u. s. w." Dieses Dogma war ihm zu armselig, wußte er doch, daß der Wassertropfen wieder verdunsten, die Blume verwelken muß, und was Anderen

in dieser Lehre ein ewiges Leben dünkt, das war ihm ein ewiges Sterben ohne Sinn und Zweck. Sein Wesen lechzte nach einer ewigen Unsterblichkeit, nach einem Verwandeln und Aufgehen in dem herrlichsten Ideal, das er sich zu denken vermochte, kurz und gut: Meister Gottfried war ein religiöses Gemüth.

Er war erzogen zu dem Bekenntnisse der Evangelischen, und da seine Künstlernatur für jeden Sinn und Begriff eine Gestalt suchte, so lebte er den Cultus der Gläubigen mit.

Eines Junitages ging er in der morgenden Sonne dem Gotteshause zu. Rings um ihn Laub, Blumen und Knospen, welche die Nacht begossen hatte mit ihrem Thau. Aus dem Thale, wo über dem Walde von Eichen eine schlanke, gezackte Thurmspitze aufschimmerte, klangen drei Glocken in Harmonie, und hin über die grüne Au zog eine Prozession mit Fahnen, Kränzen, Bildern, Kerzenflammen und Musik. Der Chor der Priester hallte zwischen den Klängen. Unter einem Baldachin funkelte ein goldenes Tempelchen, vor demselben zogen weißgekleidete Jungfrauen und streuten Blumen.

Meister Gottfried blickte fast schwermüthig hinab auf den sinnenberückenden Umzug, fuhr sich dann über die Stirne, als wollte er mit seiner Hand verlöschen, was die Gedanken in seinem Haupte eben aufgeschrieben hatten.

Hierauf schritt er dem Tempel seiner Confession zu, der still und schlicht zwischen den Kiefern stand. Er trat in das Innere und ein frostiger Hauch wehte ihm entgegen. Die Wände waren kahl und ungeschmückt; auf dem Altare stand das Kreuz und standen sechs Leuchter. Der Priester in schwarzem Talare murmelte eintönig ein Gebet, nach demselben sang die Gemeinde auf Angabe einer schwarzen Tafel ein melancholisches Lied, welches von dem Tone einer Orgel dumpf begleitet wurde. Hierauf stieg der Pastor auf die Kanzel und las Stellen aus der Bibel vor, und sprach dann in gut berechnetem Pathos über solche Bibelstellen weiter. Die Verse klangen traut, weil sie von Kindheit auf gehört wurden, aber die Nutzanwendung des Predigers stimmte selten mit den Bedürfnissen der Herzen und mit den Verhältnissen des Lebens. Geistvoll war der Vortrag, aber gemüthslos, und leidenschaftlich wurde er dort, wo von „den römischen Irrlehren, vom Formenkram der Katholiken" die Rede war.

Meister Gottfried suchte sich vergebens zu erbauen. Jeder Hader an dieser Stelle, zu der er kam, um Frieden zu suchen, war ihm verhaßt. Selbst der Name „Protestant" gefiel ihm nicht, weil er auf Widerpart und Streit deutete. Sein Vater gab ihm als erstes Geschenk des Christenthums den Namen „Gottfried", hin=

weisend auf den Frieden Gottes, den er in der Religion finden solle. Ihm war nur das Religion, was das Herz erquickt und den Geist zum Idealen hebt, zu jenem Idealen, das über alles Werden und Vergehen dieser Welt erhaben steht. Und heute, nachdem er den kirchlichen Festzug der Katholischen auf den grünen lichten Matten gesehen hatte, muthete ihn der lutherische Tempel wie eine öde Vorhalle an, wie das Heilige vor dem Eintritte in das Allerheiligste. — Schon oft war ihm zu Sinne gekommen: Wenn dir, mein Herz, der religiöse Cultus ein Bedürfniß ist, so halte es mit dem reichsten, glänzendsten und großartigsten, mit jenem, dem die Künste dienen, in welchem sich demnach dein irdisches Glück mit der himmlischen Hoffnung zusammenfindet. — Er wies aber den Gedanken stets zurück. Unter allen Propheten war Christus sein Liebling. Die Evangelischen hielten seine Lehre rein. Christus brach das Brot zum Gedächtnisse, die Evangelischen genießen das Abendmahl zum Gedächtnisse, während die katholische Kirche in diesem Punkte in's Unendliche weiter gegangen ist, und in ihren Sacramenten das größte Wunder dieses ist, daß Millionen und Millionen aller Völker und aller Menschenklassen an die Dogmen glauben, die mit den sonstigen Begriffen des Geistes in unglaublichstem Widerspruche stehen.

Dann sagte sich Gottfried wieder: Was willst du

denn? Mit natürlichen Dingen hat das Glauben und Hoffen an ein besseres Jenseits niemals was zu schaffen, willst du diese Ideale dennoch pflegen, so mußt du dir auch die wider- oder klingt es dir besser, übernatürlichen Mittel gefallen lassen, die sie nähren. Mit der Logik, wie sie die Welt führt, kommst du zu nichts — ihr letztes Glied ist das Ende.

Protestantischer Christ, katholischer Christ! wer die finstere Kluft übersprungen hat von einem zum andern, der wird des Gefühles der Bodenlosigkeit, das er während des kurzen Sprunges empfand, sein Leben lang nicht mehr los.

Wenn aber dort früh an den Dezembermorgen die Adventglocken klangen, wenn in der Christnacht die Gläubigen mit Fackeln herbeiströmten aus ihren Wohnungen und im hell erleuchteten Gotteshause die Freudenlieder tönten, während im evangelischen Bethause die Leere und die Oedniß war, da sehnte er sich hinüber. Wenn zu den Festen der Heiligen und Kirchenpatrone dort sich frisches, fröhliches Leben entfaltete, und wenn zu den Frauentagen heitere Mädchen die Bildsäulen auf den Straßen, die Kapellen im Walde bekränzten, so sehnte er sich hinüber. Mit Rosenkränzen und funkelnden Ketten verbindet die katholische Kirche die Erde mit dem Himmel. Und jeden Einzelnen verbindet sie von der Taufe bis

zum letzten Oele durch den sinnreichen Cult der Sacramente immer wieder neu mit der Gemeinschaft der Gläubigen und der Heiligen, während der Protestantismus in nüchterner Starrheit abseits steht und neidische Blicke hinüberschleudert nach der Sonnenseite des Christenthums.

Je häufiger solche Gedanken an das schwärmerische Gemüth des Meisters klopften, desto eifriger suchte er sich der Arbeit und der Kunst zu ergeben. Er hatte wohl Stunden, wo es ihm schwante, das Bild des am Kreuze peinvoll ausgespannten Heilandes könne ein Gegenstand der Kunst niemals sein. Hingegen sah er in dem jugendlichen Körper des aus dem Grabe zum ewigen Leben entstiegenen Gottmenschen eine Glorie, wie sie von dem Kunstideale der Hellenen nicht erreicht worden ist. Und gerade in diesen Gegenständen des Gekreuzigten und des Auferstandenen sah Gottfried einen die beiden Confessionen bezeichnenden Umstand. Die Evangelischen begehen den Charfreitag mit ausdruckvollster Festlichkeit, während die katholische Kirche an diesem Martertage des Heilandes ihr Haupt verhüllt, sich in die dunkelsten Nischen ihrer Tempel zurückzieht und erst am Osterfeste ihren vollsten Pomp zur Entfaltung bringt. So wäre also der Protestantismus der laute Bekenner des Kreuztodes, der Katholicismus der Verkünder der Auferstehung!

Und immer mehr und immer lebhafter zog es den Meister zum herrlichen, reichgeschmückten Dome, in welchem bei festlichem Chorale von Weihrauchwolken leicht umschleiert ein Sternenhimmel von Kerzenflammen leuchtete.

Und als er nun an diesem Morgen des Pastors herbe Worte vernahm gegen das Heidnische der katholischen Kirche, gegen ihre Bilderanbetung, gegen die Proclamirung der Göttlichkeit ihres Oberhauptes — während der evangelische Cultus im Grunde genau aus denselben Wurzeln trieb, Gottes und des Teufels Bild so wenig entbehren kann als der Katholicismus, seine Autorität für so unfehlbar hält als der römisch-katholische die seine: da war Meister Gottfried zum Entschluß gekommen. Er forschte nicht mehr weiter, welcher der beiden Ringe der echte sein könne — er langte nach dem glänzendsten. Er verließ den frostigen Tempel der Protestanten und ging hinüber zum prangenden Gotteshause der Katholiken.

In diesem wird eben das Frohnleichnamsfest gefeiert. Eines großen Musikers unsterbliches Meisterwerk, eine Messe von Haydn, erschallt durch das hohe Schiff der Kirche. Der Altar prangt wie ein Garten von lebendigen Blumen, aus welchen die ungezählten Feuerknospen der Kerzenflammen emporwachsen. In einer Monstranze, aus gediegenem Golde herrlich gearbeitet, ruht das Geheimniß des Himmels und der

Erde — der unsterbliche Gott leibhaftig in Brotsgestalt. Durch die Kirche wehen Siegesfahnen — daß die Idee gesiegt hat über die irdische Weisheit, die Idee, welche den Gläubigen schon in diesem Leben vereint mit dem ewigen Gott, von dessen Herrlichkeit voll sind Himmel und Erde.

Ueber dem Altare steht — eines begnadeten Bildners lieblichstes Werk — die Gestalt Mariens der Mutter und Jungfrau. Ihr Fuß ruht auf dem Erdball und auf dem Nacken der Schlange. Ihr hehres Haupt umkreisen zwölf Sterne. Unergründlich ist die Tiefe des Symbols; was das Menschenherz nur träumen und wünschen mag, in dieser Tiefe kann es Alles, Alles finden. — Und über der Jungfrau im Bilde des Vaters, des Sohnes und des Geistes thront — Eins ist Drei, und Drei sind Eins — der Kirche seltsam Einmaleins.

Dem guten Meister Gottfried war in der Berauschung des Künstlers zu Muthe, als wäre er nun eingegangen ins ewige Reich, das er in den holdesten Träumen seiner Kindheit geschaut hatte.

In einem strahlenden, klingenden Ring umgab ihn das Schöne — hier in der Baukunst, in der Bildhauerei, in der Malerei, dort in den erhabenen Oratorien und in der Dichtung. Im weißen Kleide und in der rosenrothen Stole — in den Farben der Freude und der Liebe —

bestieg der jugendliche Priester die Kanzel und sprach von den Offenbarungen des Johannes. Eine fast dämonische Gewalt liegt in der Apokalypse; sie betäubt den Hörer. Und um ihn, der das A und das O ist, die Dreiheit in der Einheit, das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt nahm — kreisen mit ewigen Lobgesängen die Chöre der Engel und die Heiligen. Ein Schutzengel ist dir gegeben, der dich führen und bewahren will auf allen deinen Wegen. Und wo Gottes Gerechtigkeit die Hilfe und Rettung versagt, dort bitten für dich die Heiligen, faltet für dich ihre Hände die Gebärerin Gottes, die Königin des Himmels.

Diese Ideen sind einzig in ihrer Wunderbarkeit und in ihrem Troste. Und Meister Gottfried rief: „Herr, ich danke dir! Diese Lehre ist die erhabenste, die göttliche auf dem Erdenrund."

Als der Gottesdienst verrauscht war und die festlich geschmückten Menschen in den Tag herausströmten, begab sich Meister Gottfried auf den Weg zum Pfarrhofe, um den Uebertritt zur katholischen Kirche anzubahnen. Ein Fußsteig dahin führte am Friedhofe vorbei, der am Abhange des Hügels lehnte und reich an symbolischen Darstellungen war. Außerhalb an der Kirchhofsmauer am Raine waren Erlen- und Haselbüsche, aus diesen hervor hörte Gottfried ein erbärmliches Wimmern und Stöhnen.

Er bog das Strauchwerk auseinander, um zu sehen, und erblickte ein Mädchen auf dem Boden liegen, die frisch aufgeworfene Erde mit Thränen netzend.

Der Meister beugte sich theilnehmend zu ihr nieder und fragte: „Welches Unglück ist denn?"

„Da haben sie meinen Bruder verscharrt", antwortete sie und ihr Weinen wurde noch heftiger.

„Wieso, wieso, mein Kind?" Er ahnte sogleich, daß hier etwas Besonderes dahinter sein müsse, da das Grab ganz abseits vom Kirchhofe lag. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Glauben auch Sie Schlechtes von ihm?" fragte das Mädchen, indem es sich aufrichtete und die Haare aus dem Antlitze strich. „Mein Bruder ist kein Bösewicht gewesen! Und dennoch auf dem Schindanger begraben. Es kann nicht sein, daß ein gerechter Gott im Himmel lebt, sonst geschieht ein solches Unrecht nimmer."

„Thut es Dir wohl", sagte der Meister zum Mädchen, „so versichere ich Dir, daß ich eine herzliche Theilnahme empfinde für das, was Dich hier bewegt. Ich weiß es nicht, welch' ein Verhältniß hier obwaltet; doch wenn Dir ein Trost von Menschen möglich ist, ich werde ihn zu bieten suchen."

„Kein Mensch kann's glauben, wie ich den Franz

lieb gehabt habe," versetzte sie, „und daß er es selbst nicht einmal wußte, das thut mir so viel weh. Ich habe es ja auch mit denen gehalten, die ihn peinigten, denn auch ich habe gemeint, es war ein Unrecht, was er that; jetzt, da ihn die Erde deckt, weiß ich, wer das Unrecht that und wer es litt."

„So ist es wohl immer", sagte Meister Gottfried, „aus stummem Munde kommt die lauteste Anklage, die wirksamste Selbstvertheidigung."

„In seinem Leben habe ich kein Wort der Klage und auch keines der Rechtfertigung von ihm gehört", sagte sie, „das Einzige, was er stets verlangt hat: die Leute sollen ihn in Frieden lassen. — Sind Sie nicht von diesem Orte, Herr? — Mein Bruder war Tischlermeister dahier, aber noch jung und nicht verheirathet. Ich war bei ihm, wir sind von unserer Familie die einzigen, welche übrig blieben — alle Andern liegen da oben. — Ich will meinen Bruder nicht loben. Fragen Sie, wen Sie wollen; jeder in unserer Gemeinde wird es wissen, was er für ein redlicher, wohlthätiger, arbeitsamer Mensch gewesen ist. Aber wie jeder Mensch schon seinen Fehler hat, an hohen Festtagen hat er nicht in die Kirche gehen wollen. An gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen ist er wohl in seinem Kirchenstuhl gesessen, aber am Christtag und am Ostertag ist er immer in der

freien Weid' herumgegangen ganz allein, und man hat nicht gewußt, was er sich denkt. — Am letztvergangenen Ostertag hat er das Buch bei sich getragen." Sie zog ein dünnes Büchelchen aus ihrem Busen. „Ich kann nichts Schlechtes d'rin finden, aber dieses Buch ist sein Verderben gewesen. Wie er Mittags vom Berg herab kommt, geht ihm der Pfarrer zu und frägt: Lieber Franz, was führst denn Du für einen absonderlichen Gottesdienst im Walde draußen? Wolltest Du mir nicht Dein Gebetbuch zeigen? — Ich bitte wohl schön um Verzeihung, Herr Pfarrer, sagte hierauf mein Bruder, ich kann halt allein unter freiem Himmel viel andächtiger sein als wie im Menschengedränge, und dieses Buch erbaut mich, ich lese es alljährlich am Ostersonntag, Sie werden gewiß auch Ihre Freude d'ran haben. — Der Pfarrer beschaut das Buch und sagt: Franz, Du bist auf bösem Wege; gehe eilends heim und wirf dieses Buch in den Ofen. — Er hat es aber nicht gethan, hier ist es noch. Schauen Sie hinein, ist es denn gar so schlecht?"

Sie reichte das Büchlein. Meister Gottfried schlug es auf. Nathan der Weise von Lessing.

Er legte es in ihre Hände zurück: „Ich kenne es. Ich habe es oft und oft gelesen. Aber nun erzähle mir weiter von Deinem Bruder."

„Sie haben dieses Buch auch gelesen?" fragte sie, „und wissen Sie, daß der, welcher es liest, nicht auf den Kirchhof kommt, wenn er stirbt?"

„Stehe auf von der Erde, Mädchen, und erzähle weiter."

„Meinen Bruder hat es verdrossen", fuhr sie fort, „daß er dieses Buch, welches ihm so an's Herz gewachsen war, verbrennen sollte, er hat es den Schulmeister lesen lassen und gefragt, ob denn der etwas Unrechtes darin finde. Der Schulmeister sagt: Das glaube ich gern, daß unserem Pfarrer dieses Buch nicht gefällt, steht es doch d'rin, daß jede Religion die rechte ist, wenn man brav und gewissenhaft lebt. — Das ist es gerade, was mir so gefällt, sagt mein Bruder, und das wird doch auch unserem Pfarrer recht sein. — Franz, sagt der Schulmeister d'rauf, ich sehe, Du hast Deinen Katechismus vergessen. Alles ist verdammt, was nicht Katholike heißt. — Darauf geht mein Bruder schwersinnig herum und ich bitt' ihn zu tausend Gotteswillen, er solle nicht über so heilige Sachen simuliren. — Das komme ihm zu wichtig vor, gibt er zur Antwort, es hänge Zeit und Ewigkeit d'ran und er müsse in's Reine kommen. — Hernach war unglückseliger Weise einmal im Wirthshause die Rede davon, sie streiten um den Glauben, und außer dem katholischen wäre keiner was nutz. Mein Bruder

wird hitzig und sagt: Wenn's so ist, wie der Pfarrer meint, so kommt mir der katholische Christ ja gerade vor, wie der Pharisäer, der sich zum Altare drängt und ausruft: Herr, ich danke Dir, daß ich besser bin, als wie die Andern. — Und bald darauf gieng das Gerede um, der Tischlermeister ist vom Glauben abgestanden, und die Leute beschimpften ihn und wichen ihm aus. Ich hab' ihm zugesetzt auf alle Weise und hab' gemeint, ich müßte ihn wieder bekehren. — Laß' das gut sein, Marie, gibt er mir einmal zur Antwort, mit seinem Gott hat es Jeder selbst auszumachen. Wenn es so wäre, wie die Leute reden, sage ich, so müßte ich mir einen andern Platz suchen, ich könnte bei keinem schlechten Christen verbleiben, und wenn's mein eigener Bruder wäre. — Thue, wie Du's verantworten kannst, gibt er mir zurück. Die Leute sagen auch, ich solle bei einem solchen Menschen nicht bleiben, und so habe ich ihn verlassen."

Neuerdings brach sie in Schluchzen aus. Meister Gottfried faßte ihre Hand und suchte sie zu beruhigen.

„So tief", fuhr das Mädchen endlich fort, „so tief ist's ihm zu Herzen gegangen, daß sich alles von ihm gewendet hat, sogar seine eigene Schwester — daß er in eine schwere Krankheit verfallen ist. Der Pfarrer besucht ihn und

fragt, ob er Trost wünsche. — Den hätte er in seiner Lage wohl vonnöthen, sagt mein Bruder. — Aber hierauf der Pfarrer, die Kirche könne ihm ihren Trost nur in dem Falle angedeihen lassen, wenn er den Ausspruch im Wirthshause widerrufe. — Den, vom Pharisäer? sagt mein Bruder, das kann ich nicht widerrufen, so lange die Kirche Tausend und Tausend Millionen Menschen verflucht, die nicht mit ihr sein können. — Also die Kirche soll vor Dir widerrufen? sagt der Pfarrer, Franz, Du warst sonst immer so gutmüthig, sei in diesem Punkte nicht so halsstörrig; bedenke, Du liegst vielleicht auf dem Todbette! — Und wenn ich auch auf dem Todbette liege, so kann ich nicht anders sprechen, als es mein Gewissen zuläßt. Mein Gott ist immer so gütig gegen mich gewesen, wie könnte ich ihm jetzt bei meinem Sterben zumuthen, daß er ein Gott der Ungerechtigkeit sei! — Einem Sterbenden, der bei guter Vernunft so spricht, sagt der Pfarrer, müßte die Kirche die Wegzehrung und die geweihte Erde verweigern. — Thue sie, was sie muß, ich auch! mit diesen Worten hat mein Bruder dem Geistlichen die Hand hingehalten, als solle deßwegen keine Feindschaft sein. — Am darauffolgenden Morgen wird mir erst die Nachricht hinterbracht, daß mein Bruder schwer erkrankt sei, und daß er mich sehen wolle. Ich eile sogleich zu ihm. Es ist schon zu

spät. Kalt und starr liegt er auf seinem Bett; kein Mensch ist bei ihm gewesen über Nacht, als er gestorben."

Rasend vor Schmerz warf sie sich auf die Erde und rief: „Mein Franz, verlassen in Deiner größten Noth!"

„Er war nicht verlassen", entgegnete der Meister, „ein gutes Gewissen ist der beste Freund im Sterben, und die wahre Religion."

Sie unterbrach ihn: „Ich will nichts mehr wissen von einer Religion, die es mit allen Glocken und Musikspiel ausschreit, sie hätte die ganze Lieb' Gottes gepachtet, dieweil ein Mensch, der mit ganzem Herzen Gott gesucht hat überall, da unten wie ein Thier verscharrt wird."

„Steh' jetzt auf und komme von dieser Stelle fort", sagte der Meister. „Ich wollte in den Pfarrhof hinüber; nun habe ich nichts mehr dort zu thun. Wir beide gehören, wie Dein nun verklärter Bruder, zu jener Gemeinde, die eines religiösen Cultus bedürftig ist, aber keinen für sie findet und deren Religion in der Sehnsucht nach dem Höchsten besteht. — Marie, trockne Deine Augen."

Mit den getrockneten Augen sah sie ihn an und flüsterte: „Sie sind gut."

Und er sagte zu ihr: „Du bist schön."

Gut und schön! In diesen zwei Eigenschaften allein schon liegt das ganze Material zum Aufbaue einer Religion, die menschlich ist und zugleich göttlich.

Zum Benefice.

Als vor mehreren Jahren der Suezkanal gebaut wurde, gieng eines Tages zur heißen Stunde ein Arbeiter hin gegen die Gärten von Tineh. Im Schatten der würzigen Haine ließ er sich nieder, um zu ruhen; über seinem Antlitze fächelten die Palme und der Lorbeer. Der Mann blickte träumend in das üppige, immergrüne Gesträuch. Dann sagte er laut: „Jetzt beschattest Du, o lebendiger Lorbeer, die Stirne des Taglöhners; und einst haben halbwelke Blätter das Haupt des Künstlers gesengt." Dann zog er ein in blaue Seide gehülltes Lorbeerblatt vom Busen, betrachtete es: „Und doch ist dies einzige dürre Blatt aus vergangenen Tagen mir lieber, als all' ihr ewig grünenden Haine des Morgenlandes."

Seine Hand sank auf's Herz — er selbst in den Schlummer.

Es ist in einer großen deutschen Stadt. Alle Uhren des Häusermeeres haben innerhalb einer Viertelstunde

zehn geschlagen. Die Wägen aus den Theatern verrollten sich nach allen Richtungen und Straßen hin. In einer der neugebauten Vorstädte, an der Thür' eines vier Stock hohen Hauses stand ein Herr und drückte den Glockentelegraphen.

Sogleich erschien die betagte Hausbesorgerin, öffnete das Thor und die Hand, um dann den fremden Mann im Hause seiner Wege gehen zu lassen. Aber der Eingetretene that weder eines der niedlichen Silberscheibchen in die Hand der Alten, noch gieng er seiner Wege.

„Sie können mir gütigst sagen, ob der Schauspieler Genert schon zu Hause ist?" fragte er.

Der Hausbesorgerin that das Wörtchen „gütigst" wohl, sie antwortete daher in möglichst höflicher Weise, daß Herr Genert noch nicht nach Hause gekommen sei, und daß sie bis zu seiner Heimkehr wach zu bleiben gedenke.

„Ich sah jedoch Licht in seiner Wohnung", warf der Fremde ein.

„Ist wohl möglich, Euer Gnaden, daß er die Lampe brennen ließ, um sie Nachts nicht wieder anzünden zu müssen."

„Erlauben Sie gütigst, Herr Genert hat nicht das Recht, Brennöl zu verschwenden", bemerkte der Mann fast aufgeregt. „Doch bin ich überzeugt, daß er's noch

gewissenloser treibt. Ist er thatsächlich nicht zu Hause, so schlemmt er jetzt unter Zechbrüdern, während sich in seiner Stube das Licht vergeudet. Aber ich werde seine Nachhausekunft hier erwarten. Wollen Sie, liebe Frau, mich einstweilen gefälligst in seine Wohnung führen."

Die Beschließerin hielt das Kerzenlicht hoch und musterte nun den Mann. Seine hastigen Bewegungen, sowie seine rasch herausgestoßenen Worte hatte sie für Zeichen von Jugendlichkeit gehalten; jetzt aber sah sie, daß er ein sehr glatt rasirtes, runzeliges Gesicht und eine Glatze hatte. Seine Kleidung war sehr elegant, und nun bohrte er Daumen und Zeigefinger in seine Westentasche, eine Pantomime, für welche sich die Hausbesorgerin sehr interessirte. Sie wartete mit der Antwort, bis sie das Geldstück in ihrer Sicherheit hatte, dann sagte sie: „Der Herr sind wohl gewiß ein guter Freund zum Herrn Genert. Aber ich habe zu seiner Wohnung keine Schlüssel; sonst hätte ich ja schon die Kränze hinauftragen lassen, für welche ich mir gar keinen Rath weiß. So schreckhaft viele Kränze! Zwei Dienstmänner haben sie gebracht vor einer halben Stunde. Es ist schon eine Pracht! wenn sie der Herr besehen will?"

Sie gieng voraus in ihr Stübchen, er folgte ihr. Wie ein Garten grünten und blühten die Wände, die

Schränke. Alles war vollgelegt mit Lorbeerkränzen, Sträußen und hellfarbigen Bändern.

„Haben der gnädige Herr so etwas schon gesehen?“ rief die Alte mit Stolz aus. „Eine solche Herrlichkeit. Ein Sturm soll im Theater gewesen sein, daß die Gallerien angefangen hätten zu krachen. Aber wundern thut's mich nicht. Sobald der Genert nur mit einem Fuß auf die Bühne tritt, da lacht schon Alles. Gelt, der gnädige Herr auch? Na, thut's mir doch so leid! Für mein Leben gern hätt' ich ihn heute gesehen! Aber, mein Gott, Haus-Inspektorin! wen soll ich aufstellen dazu, auf wen kann ich mich denn verlassen? Meine Nachbarin, die Tischlersfrau am ehesten hätt' das Zeug dazu; aber nicht mit vier Rössern, daß sich Die heute zurückhalten ließ. Die hat sich schon um drei Uhr Nachmittags vor dem Theater angestellt. Ein Drängen und Raufen soll das gewesen sein um die Plätze; habe ich doch selber die arme Frau vorbeitragen sehen, der sie beim Einlaß den Fuß abgetreten haben. — Unsereins hat von Allem nichts. Aber! —“ und sie zeigte auf die Kränze, „die hat doch sonst Keine, wie ich! Die Stadt mag gelacht haben, so viel sie will, die Kränze und Blumen, die sie ihm zugeworfen, sind da, da bei der alten Hausmeisterin! — Schau' sich der Herr nur den einmal an mit der blauen Schleife: Unserem Genert!

Und jetzt den dahier — den soll ein Verein geworfen haben — die Schrift auf dem grünen Band: Dem geliebten Menschen, dem großen Künstler!"

Die Augen wurden der Alten naß. Der Herr murmelte: „Läßt sich leicht auf Seide drucken, der Buchstabe kostet sieben Kreuzer."

„Und jetzt dieser!" flüsterte die Hausbesorgerin, „dieser da mit der herrlichen Rosaschleife! Von einer jungen Fürstin, sagen sie. O mein Gott, ich wünsch' ihm's, überall geliebt und verehrt, ist wohl ein Glückskind, dieser Genert. Die Leut' wissen gar nicht, was sie ihm anthun sollen. Der, wenn er todt ist, hat am dritten Tag sein steinernes Denkmal auf dem Platz. Man sagt, die Bildhauer thäten schon heimlich arbeiten d'ran. Aber thu' der gnädige Herr doch Platz nehmen, 's ist halt Alles so viel verräumt." Ein Bouquet, das auf einem Stuhl prangte, mußte dem Sitzleder des alten Herrn weichen.

In demselben Augenblicke klangen draußen Musikklänge, welche rasch näher kamen. Ein rother Schein flackerte an den Mauern der Häuser. Ein schmetternder, jauchzender Fackelzug kam heran und stellte sich in einem weiten Halbrund um das Haus. Zwei Männer traten in den Kreis; einer davon war der Obmann des Vereines „Harmonia", der andere war der Schauspieler Genert.

Der Lärm verstummte. Der Vereinsobmann hielt eine schwungvolle, begeisterte Rede, welche er damit schloß: „Und nun bleibt mir noch das Eine übrig, nemlich Dich, edler Mime, im Namen all' Deiner Freunde und Verehrer um Verzeihung zu bitten, daß wir die Gelegenheit Deines Benefices benützten, um unsere Dankbarkeit und Liebe, welche Du längst in unseren Herzen wach gerufen hast, Dir auszudrücken. Dein überreiches Talent hat Tausende und Tausende dieser Stadt unzähligemal schon erquickt, erfreut, erhöht. Du Zierde unseres Musentempels, den edelsten Genuß danken wir Dir. O, bleibe unser Genert! Ein dreimaliges Hoch!"

Der alte Mann im Stübchen der Hausbesorgerin hatte aufgehorcht, als draußen von Tausenden die Rede war. Die Hausbesorgerin selbst schwamm in Verzückung ob des ungeahnten Aufzuges vor ihrem Fenster. Sie schlich auf Zehenspitzen, um das Hausthor in allen Weiten zu öffnen, als wollte sie die ganze Menschenmenge in's Haus rufen, um zu sehen, daß sich die Herrlichkeit des Festes bis in ihr Kämmerlein erstrecke, und welch' würdiger Hut die Kränze, die unter dem Beifallssturme des Publikums geflogen, hier anvertraut waren.

Aber Genert sagte ein paar kurze Sätze des Dankes und eilte allein in das Haus. Draußen schallte noch ein gellendes Hoch und die Fackeln verloschen eine um

die andere und die Menge zerstreute sich. Noch eine müde Bewegung mit der Hand machte Genert, daß sich das schwere Hausthor doch schließen und diesen langen heißen Tag von ihm und seiner Nacht trennen möge. Eben wollte er die mattbeleuchtete Treppe hinansteigen, da langte eine Hand nach seinem Arm und hielt ihn zurück.

„Herr Genert, Sie werden einen Augenblick entschuldigen!“ sagte der alte Herr, welchen wir bereits kennen.

„Ah!“ hauchte der Schauspieler überrascht, „so spät noch?“

„Müssen wohl gestatten, daß ich gerade diese Stunde wählte, Sie zu belästigen, jedoch, Sie werden begreifen —“

„Sie wollen Ihr Geld“, unterbrach ihn Genert und griff hastig in seine Rocktasche, aus welcher er eine Handvoll zerknitterter Geldnoten hervorzog; „Da, mein Herr, nehmen Sie, nehmen Sie!“

Der Andere starrte mit großer Befremdung auf dieses leichtfertige, pietätlose Verfahren mit dem Gelde, nach seiner Meinung dem größten Heiligthum dieser Erde.

„Ich bitte, bedienen Sie sich, und dann lassen Sie mich meines Weges!“ rief der Schauspieler. Sein

schönes jugendliches Antlitz war blaß, der Narr des „Königs Lear" war weggewischt von diesem Angesichte und von dieser Seele.

„Was soll das heißen, mein Herr? Das Geld muß gezählt werden", sagte der Alte.

„Geldzählen kann ich nicht."

„Aber es könnte zu viel sein, Bester!"

„Oh, daß es zu wenig ist, fürchtet Ihr! Mehr kann ich nicht. Hier meine Einnahme."

„So!" entgegnete der Alte bitter, „zu wenig, meinen Sie. Ja, was soll denn aus mir werden?"

„Ein Wucherer, nicht mehr!"

„Mein Herr? Ist das der Dank dafür, daß ich Jahr und Tag Nachsicht mit Ihnen gehabt habe?"

„Nachsicht mit hundertfünfzig Procent Zinsen! — Wohlan, wenn's nicht gefällig ist —." Und der Schauspieler wollte das Geld wieder zu sich stecken. Da erfaßte es der Andere gierig mit zehn Fingern. — Von einem Komödianten nimmt man, was er hat.

„Sie taumeln ja!" rief er dem Schauspieler nach, als dieser sich die Treppe hinauftastete. Dann eilte er fort, dürstend darnach, seine Beute zu zählen unter der nächsten Straßenlaterne.

Genert öffnete wahrhaftig taumelnd die Thür seiner Wohnung. Dort holte ihn die Hausbesorgerin mit der

Wucht von Kränzen ein. Er griff in die Taschen und zog die Hände leer zurück.

„Morgen danke ich. Adieu!"

Die Alte aber küßte ihm eine der leeren Hände. Was wollte sie Dank? Sie war ja glücklich, daß sie ihm die Zeichen seiner Ehren bewachen und überbringen durfte.

Im dunkeln Vorzimmer des Künstlers saß — halb betend und halb schlummernd — eine barmherzige Schwester.

„Ihr könnt jetzt nach Hause gehen", sagte Genert zu ihr mit weicher Stimme. „Doch gesteht mir Euren Namen, daß ich Euch — hoffentlich bald dankbar sein kann für den Liebesdienst, den Ihr mir erwiesen habt."

„Ich nehme keinen Dank", antwortete die Schwester demüthig, „es war meine Pflicht. Wollt Ihr dankbar sein, so seid es gegen Gott. Sein Name sei gelobt!"

Mit diesem Gruße hatte sie die Wohnung verlassen.

Genert öffnete leise die Thür' zum inneren Raum seines Heim's. Dieser war ein mäßig großes, elegant eingerichtetes Zimmer, mit seltenen Pflanzen- und Blumensträuchern reich geschmückt. Es war von mehreren Kerzen hell beleuchtet, und zwischen den grünenden Gewächsen und Lichtern, auf einem Bettchen von rothem Sammte lag die Leiche eines Kindes.

Es war ein Knabe von etwa vier Jahren; das schöne kleine Gesicht war zart und weiß wie Wachs, die goldfärbigen Locken waren zurückgethan und legten sich weich und wellig hin über das Kissen. Ein weißseidenes Kleid schmiegte sich um die kleinen Glieder.

„Nimmer diese Qualen wie heute!“ stöhnte Genert und brach schluchzend nieder an der kleinen Bahre. „Mein Ludwig! mein Kind! Mir brach das Herz und sie haben dazu gejubelt. Und Alles umsonst, oh, dieser Tag hält Gericht über alle meine Sünden.“

Sein Haupt lag auf der jungen todten Brust und er weinte.

„Sie wähnen gar,“ fuhr er mit sich selbst sprechend dann fort, „jetzt, nach dem Rausche des Beifalls, des Triumphes, des Schaumweines läge ich an dem Busen eines Weibes. Ich war der Narr des Königs und ich war der Narr des Pöbels. Die Narrenkappe abgeworfen, ist's ein Todtenschädel. Wenn sie den Büßer sähen! Nein, nein, bleibt mir vom Leibe ihr Schmeichler und Gaukler des Publikums, ich glaube nicht an eure Gunst — auch ihr seid nur Komödianten, nur nicht so ehrliche, als die vom Fach. — Wahr ist es, es hat mir oft wohlgethan, euch spielen zu sehen; aber der heutige Tag, da ich euch ergötzen mußte mit der Narrenschelle und mit einem heiteren Gesichte am Zechtisch — während hier mein todtes Kind

liegt — dieser Tag hat euch und eure gleißende Welt mir zum Ekel gemacht für alle Zeit. — Ludwig, jetzt bin ich Dein. Ich habe mit dreißig Jahren ausgelebt und ausgespielt. Ich büße willig, aber ich bereue nicht, was ich that, denn ich that, was ich mußte: ich lebte. Ich gab meinen Sinnen, was ihrer war; ich genoß die Natur und die Welt, die Kunst und die Liebe — ich bereue es nicht. Den Wucherern verpfändete ich mein Talent, daß sie sich aufstellten an der Casse, wenn die Gagen fällig waren. Das Publikum glaubte mich mit Gold zu überschütten — ich sah kein's, die Mäkler fingen es auf, denn ich lebte, bevor ich arbeitete, und die Jugend will nicht warten mit ihrer Lust, bis die Männlichkeit dazu bedächtig die Mittel schafft. Zehn Jahre lang war ich ein Gott auf dieser Erde. Nicht die Hoffart hat mich gestürzt, sondern meine Künstlernatur. Ich habe über Alles, Alles die Schönheit gestellt. Gemälde von Meisterhand habe ich mir erworben; nicht befriedigt von den welkenden Lorbeeren, die mir auf die Bühne flogen, habe ich lebendige Gärten aus den Tropenländern in meine Wohnung verpflanzt....

Das legte mir Pflichten auf, die mich in die Wucherhände trieben. Ich erwählte mir das schönste Weib der Stadt, aber das treueste war es nicht. Mit einem reichen Herrn auf Viergespann fuhr sie davon — Deine

Mutter, Ludwig. Ich verzeih' ihr, sie hatte Recht, sie liebte die siebenzackige Krone mehr, als die Narrenkappe mit drei Schellen: Mein Theuerstes, was an ihr war, Dich, Kind, ließ sie auf mein Bitten mir ja zurück. Da warst Du arm genug, Deine Mutter gehörte dem reichen Herrn in Paris, Dein Vater gehörte dem Theater. Deine neuen Pflegeeltern liebten Dich, weil man dafür zahlte. Und als Du erkranktest vor sechs Tagen, da legten sie Dich, aus Furcht vor Ansteckung ihrer eigenen Kinder, in die entlegenste Kammer. Mich selbst, als ich zu Dir kam, fröstelte in der öden, frostigen Dachstube. Und in später Nacht — ich war den Abend zuvor im Theater wieder Lustigmacher gewesen — nahm ich Dich auf meinen Arm und trug Dich in meine Wohnung. Einen Tag hatte ich Dich ganz, mein Kind, einen einzigen Tag, während ich wähnte, mit Dir durchs Leben gehen zu können. Dann starbst Du. — Auf dem Theater war mein Benefice angekündet; ich wollte absagen, aber ich bedurfte Geld — Geld um Dich zu begraben. Wenige wußten von meinem Kinde, Niemand von dem Tode desselben. Wie auch sollte man lachen vor den Späßen des Komödianten, wenn man weiß: der hat zu Hause einen aufgebahrten Knaben. Man würde entrüstet sein über die Herzlosigkeit des Schauspielers. Gott weiß es, daß ich wie toll in's Schauspielhaus rannte, in der Absicht,

meinen Schmerz zu betäuben, mich zu zerstreuen; Lear's ungerathene Töchter sollten mich lehren, daß es ein Glück sei, wenn Kinder in früher Jugend sterben. Das Tagewerk war hart. An den Hofnarren des Königs dachte ich wahrlich nicht. Im Auditorium sah ich lauter kahle Knochenschädel, in jeder Loge meines Ludwig's Bahre. Der Beifall des Publikums klang mir wie gellender Hohn, und als die Blumenspenden kamen geflogen, rauschten Todtenkränze nieder zu meinen Füßen. Heimkehrend dann nimmt mir der Vampyr vom Sold den letzten Kreuzer. Und das nennt man ein Benefice! — Ha, 's ist zu lustig. Tausende habe ich an Andere und mich verschwendet — jetzt bin ich ein Bettler, der nicht einmal den Schrein kaufen kann für's todte Kind . . . ."

Der Mann war aufgesprungen. Aus einem prachtvoll gearbeiteten Schrank von Mahagoniholz riß er die Lade heraus: „In Dir verwahrt, freilich stets nur auf kurze Zeit, lag mancher Schatz, lag auch der kostbare Brillantenschmuck, den ich an sie verschwendete. In diesen Schrein lege ich nun meinen einzigen Schatz — dieses Kind. — — Ha, spiele ich denn Komödie? Wer soll hier lachen, wer weinen, als ich selber! Oh, wer sich das Flunkern einmal angewöhnt hat, dem schminkt sich all' Lust und Leid zum Effekt. Hinweg mit Dir, Trödel, ich brauche Dich nimmer. Heute das letzte Mal

hab' ich Komödie gespielt. Meine Welt — und meine Kunst —" er blickte wie verzückt auf die holde, weiße Knabengestalt hin, die auf dem rothen Sammte ausgestreckt lag — „ist hier! — O Knabe, Du bist schön! Du warst schön, als Du mit rosigen Wangen im Schlummer ruhtest, als Du mit hellem Auge so treuherzig in das meine blicktest, aber so schön, wie jetzt warst Du nie. Ich sah gar manches Meisterwerk aus Marmor und aus Fleisch und Blut. Ich stand schauernd am Ruhebette des herrlichen Weibes, das ich nachher des Knaben Mutter nennen mußte — aber so schön, wie dieses in Ewigkeit ruhende Kind, habe ich nie noch etwas gesehen . . ."

Sich an den Schrank stützend stand er unbeweglich lange Zeit und blickte mit leuchtendem Auge auf die Bahre. Sein Wesen schien sich zu lösen, sein ganzes Herz lag in diesem Schauen. Draußen klangen die Schläge der Mitternachtsstunde. Genert's Gestalt, im festlichen Gewande noch, war wie erstarrt — doch mälig, mälig neigte er sich hin, sank endlich nieder auf die Leiche und murmelte: „Es ist gut, es hat einen schönen Schluß."

Dann erhob er sich wieder, trug die Lorbeerkränze herbei und bedeckte damit den lieben Leichnam. Dann schrieb er mit fliegender Hand einige Zeilen auf ein

Blatt Papier. Dann that er noch einen langen Blick in's milde, süße Antlitz der Leiche, verlosch stürmischen Athems die Lichter und verließ das Haus.

Am nächsten Tage hieß es in den Morgenblättern: so wie gestern hätte Herr Genert bisher noch nie gespielt. So genial wäre die Rolle des „Narren" im „Lear" noch nie zum Ausdruck gekommen. „Diese wie Gluth ätzende Sarkastik und dieser wunderbare Humor! Fast möchten wir sagen: eine dämonische Gewalt lag in diesem Narren. Das Publikum war auch dankbar, und wahrlich, zu einem Künstler, wie Genert, ist uns zu gratuliren."

Die Abendblätter desselben Tages brachten folgende Notiz: „Ein geheimnißvoller Vorfall. Seit gestern wird eines der geachtetsten Mitglieder unserer Bühne unter Umständen vermißt, die Schlimmes befürchten lassen. Eine hiesige Leichenbestattungsanstalt erhielt heute Morgens ein Schreiben folgenden Inhaltes: Steingasse, Haus Nr. 16, 4. Stock liegt ein todtes Kind. Feilschen sie mit den Wucherern um die Einrichtungsstücke der Wohnung, um den Leichnam bestatten zu können. S. G., Schauspieler. — Sofort begab sich eine Commission in das angedeutete Haus und fand in der Wohnung des Schauspielers G. wirklich die

Leiche eines 3—4jährigen Knaben, mit Lorbeerkränzen überdeckt. Herr G. selbst ist seit gestern Abends nirgends mehr gesehen worden."

Und an einem der nächsten Tage erzählten die Blätter: „Gestern Nachmittags ist, unter Betheiligung einer unabsehbaren Menschenmenge das Kind des Schauspielers Genert bestattet worden. Das Geheimnißvolle des bis zur Stunde noch nicht aufgeklärten Falles gestaltete dieses Begräbniß zu einem der feierlichsten und ergreifendsten. Die Behörde ist thätig; Genert, an welchem man am Abende seines Benefices eine ungewöhnliche Zerstreutheit bemerkt haben will, wird noch immer vermißt."

Und Genert blieb vermißt.

Einen Monat später wurde auf dem Grabe des Kindes eine schöne, blasse Dame gesehen. Sie schluchzte zum Erbarmen und rief die Namen Ludwig und Sigmund. In der darauffolgenden Nacht verhinderte die Polizei diese Dame an einem Selbstmordversuche auf der Brücke. Ein halbes Jahr später finden wir sie in jenem Kloster der barmherzigen Schwestern, aus welchem Genert einst die Wärterin für sein sterbendes Kind holen ließ.

Im Schatten der würzigen Haine von Tineh er=

wacht nun der Arbeiter des Suezcanals. Wehmuthsvoll schaut er in die Lorbeerbüsche. Er hatte einen Traum aus vergangenen Zeiten. Man weiß nicht, bedauert er den Traum oder das Erwachen. Er tritt hinaus in die freien Höhen und blickt sinnend hin über die Gewässer des mittelländischen Meeres.

Das Schloß der Bösen.

Station Brandau!

„He, theurer Herr! haben Sie das Fenster gepachtet?“ rief ein von dunklem Bart umrahmtes Blaßgesicht in einem Coupé dritter Klasse; dabei zupfte es an dem kastanienbraunen Sammtjöpplein eines jungen Mannes, der mit seinen Ellbogen sich auf die Fensterbrüstung stützte und hellen Auges in die Gegend hinausblickte.

Nun wendete sich dieser gegen seinen einzigen Fahrgenossen und da er auf dem Antlitze desselben Aerger las, so versetzte er: „Geniren Sie sich nicht, Herr, das zweite Fenster steht ganz zu Ihrer Verfügung.“

Darauf wurde das Männlein noch blasser, denn durch das gegenüberliegende Fenster war ewig nichts zu sehen, als die graue Mauer und die rothe Erde der Berglehne, während zur andern Seite das morgendliche Thal mit seinen wechselnden Herrlichkeiten prangte.

„Unsereins hat seine Sach' gezahlt und wollt' auch einmal in's Grüne schauen!“ murmelte der kleine Jude.

„Wollen Sie etwas profitiren," sagte der Andere schmunzelnd, „so schauen Sie in's Grüne hierher," und er schlug mit der flachen Hand auf das dunkelgrüne Bündel des Hausirers, „mich lassen Sie am Fenster und heben dafür als echter Geschäftsmann Fensterzins ein."

Da klärte sich das Antlitz des Hausirers.

„Vorläufig für eine Stunde, wenns genehm ist!" rief der junge Mann und drückte dem Fahrgenossen einen Silberzehner in die offene Hand.

Der Empfänger lächelte und sah auf das Grüne seines Ballens. Der Andere blickte mit Wohlgefallen in die Welt hinaus, von der auch gar nichts ihm gehörte, als einzig nur das, was des Auges ist — das Licht, die Farbe.

Ja, und selbst den freien Ausblick mußte er sich erst miethen. Dem Künstler gehört die Welt! sagt ein schönes Wort.

Max Friedegg war der Mann, der sich kecklich nahm, was seine Natur begehrte und seine Seele — diese unstete, diese glühende Seele — sättigte. Ein gesunder Egoismus ist jedem echten Künstler eigen, er sichert ihm seine Lebensfreudigkeit und dadurch seine Schaffenskraft.

Max Friedegg machte nie ein Hehl aus dieser That-

sache, er bekannte stets Farbe, wie man sagt — war er doch Maler. Eines armen Anstreichers Sohn, hatte er auf die Zimmerthür sein erstes größeres Bild entworfen, eine Carrikatur seines Vaters, wie dieser gravitätisch auf zwei hohen Stelzen stehend mit Palette und Künstlerstolz nach der Art Eulenspiegels das rothe Meer an die Wand malte. Tief fühlte sich der Alte im Bewußtsein seiner Mission gekränkt, er jagte den ungerathenen Sohn aus dem Hause. Dieser blieb länger aus, als es dem Vater lieb war, und als er endlich doch zurückkam, trug er ein keckes Bärtchen auf der Oberlippe und das Sammtjöpplein. „Was!“ rief der Alte, „akademischer Maler? Wildfang! Trotzkopf! mehr willst Du sein, wie Dein Vater?“ dabei lachte er und preßte seine Knochenfinger fest in die weiche Hand seines Sohnes.

Am dritten Tage schon war diesem das Elternhäuschen zu enge, und kein Gegenstand war ihm zum Vorbilde da! nur das milde Mutterauge regte den Schaffensdrang des Künstlers an; doch die schlichte Frau rief: „Nein, Du! mein Lebtag nicht, daß ich so hoffärtig bin und ein Bildniß aus mir machen lasse! — Ja,“ setzte sie bei, „in meinen jungen Jahren, das wäre schon was Anders gewesen.“ Max lächelte und war der Gewährung sicher, nur wollte er das Mutterauge erst malen, bis er Meister war. So hielt er sich wieder zur Rüste.

„Wohin Du Brausewind?“ fragte der Vater.

„Ich gehe, berühmt zu werden,“ antwortete Max. Dann hat er sich in den Eisenbahnzug gesetzt, in welchem wir ihn gefunden haben.

Berühmtwerdenwollen ist ein löblich Streben. Schade, daß Friedegg ganz und gar darauf vergaß, als er zum Waggonfenster in die morgendliche Gegend hinausblickte. Im Schauen des heiteren Webens der Natur und ihrer lauen Luft, die da wogte, vom schmetternden Sang der Lerche bis zum glitzernden Thautröpfchen auf der Blüthe des Apfelbaumes — erwachte in dem vierundzwanzigjährigen Mann der Lebensdurst. Genießen! genießen! war seines heißen Herzens Aufschrei. Und was sich da auf reichstem Markte der Natur dem kühnen Manne feilbot, es wurde geweiht durch sein begnadetes Künstlerauge.

Schöne Gegenden waren vorübergezogen; da kam ein Bild, welches den jungen Maler vollends entzückte. Der Zug fuhr in ein waldiges Thal hinein. Zwischen saftigen Wiesen, versteckt unter einem Weidenwall, floß ein klares Wasser. Die Berge sanft und mäßig hoch, mit dichten Laubwäldern bewachsen, sie ruhten da, wie weiche Kissen, auf denen der Liebesfriede in süßem Traume lag. Auf einer in das Thal vorspringenden Höhung leuchtete ein stolzes Gebäude mit mehreren Thürmen und unzähligen schimmernden Fenstern. Es war eine Burg,

wie man sie im Mittelalter baute und später verfallen ließ; aber sie war nicht verfallen, sie schien bewohnbar, gleichwohl das wilde Gebüsche — das sie von allen Seiten dicht umwucherte, an vielen Stellen bis zu den Fenstern hinaufkletterte, ja selbst an einem Erker bis hoch zum Dache emporstieg — darauf schließen ließ, daß der menschlichen Pfade nicht allzuviele um den Bau zogen. Tief unter der Burg, in einen weißen Schleier von blühenden Obstbäumen gehüllt, ruhte ein Dörfchen, von welchem nur das schlanke Thürmlein einer Kapelle und am Wasser eine stattliche Mühle zu sehen war.

Wie gut, daß der Zug langsamer ging! das Bild war so anmuthig. Und es wurde plötzlich noch schöner. Nicht weit vom Bahndamm, auf einer kleinen Wiese zwischen Erl- und Weidegebüsch war eine weibliche Gestalt beschäftigt, mit einer Sichel das hohe Gras abzuschneiden. In dem Augenblicke, als Friedegg dieses Wesen sah, hatte er keinen Sinn mehr für das Landschaftsbild. Diese Grasmäherin war nicht Staffage, nein, sie war ihm der Mittelpunkt, und um sie Alles nur Rahmen. Eine Mädchengestalt, jung, schlank und behendig. Ein blühendes, edelgeformtes Köpfchen, das mit dem goldigen Flechtenkranze seiner eigenen Locken gekrönt war. Ein zartgeformter Busen, der mit schneeweißem Linnen bedeckt war empor bis zum schlanken Halse. Die

feinen Hände und Arme, anscheinend zu was Besserem geschaffen, als zum Futtermähen, der Morgensonne preisgegeben; das blaue, weißgeblümte Röckchen etwas hoch geschürzt, damit nicht jeder Tropfen Thau an seinen Saum sich lege.

Als der Zug heranrollte, richtete sich das Mädchen von seiner Arbeit auf; da sah Friedegg das schwarze Auge desselben. „Blondes Haar und schwarzes Auge! O du schönes Weib!“ Des Malers Antlitz war geröthet.

„He, Schaffner, aussteigen!“ rief er und lud sich sofort sein Gepäck unter den Arm.

Der Zug stand still. „Station Brandau!“ sagte der Conducteur. „Aber Ihre Karte geht ja bis Malnegg-Hof, mein Herr!“

„Die Karte meinetwegen, ich bleibe hier!“ entgegnete der junge Mann und sprang auf den Sand. — Jetzt war das Hausirerlein beglückt; es hatte den Silberzehner und es hatte das Fenster. Es lugte durch dasselbe aus, ob denn nicht wieder Einer einsteige, der es miethen wollte.

Nach wenigen Minuten stand Friedegg vor dem Mädchen auf der Wiese: „Grüß Dich Gott, mein Kind!“ Er streckte ihr beide Arme entgegen. Sie blickte ihn an, er war ihr doch ganz fremd.

„So reiche mir doch Deine Hand, Du feines Mädchen! So gib her!“

„Ihr — Sie sehen ja, daß sie ganz naß ist vom Thau!“ antwortete die Mähderin etwas erröthend.

„Wie bist Du herzlos, Kind, die schönsten Blumen mähst Du nieder!“

„Kein Schade drum,“ versetzte das Mädchen und strich mit einer Handvoll Gras über die Sichel hin, „jetzt sind sie gerade frisch; bleiben sie stehen bis Mittag so sind sie welk.“

„Du herrliche Philosophin,“ rief Friedegg, denn er legte den Worten des Mädchens einen weiten Sinn bei.

„Wo ist Dein Haus?“ fragte der Maler.

„Ich hab' gar kein Haus,“ lachte das Mädchen, „aber meines Vaters Haus will ich Ihnen wohl sagen: das guckt dort zwischen den zwei Eschen her. — Sie werden sich noch recht in die Finger schneiden!“

Letzteres rief sie, weil er seinen Arm leicht um ihre Hüfte legte, wo sie die Sichel an die Seite gestemmt hielt.

„So fließt mein Blut nur Dir!“ versetzte er, und das Mädchen wußte nicht, wie dieser Mensch — dieser hübsche, nette Mensch — so ernsthaft scherzen konnte.

„Kann ich in Deines Vaters Hause bleiben?“

„Ja, da wären Sie im rechten!“

„Ich will bei Euch meine Malerwerkstatt aufrichten."

„So?" antwortete sie, „na, wenn Sie nicht beim Vater in der Handwerkerstube arbeiten wollen, so wüßt' ich frei gar keinen Platz. — Ein Maler! je, der muß uns ein Muttergottesbildl anstreichen."

„Kannst Du mir sagen, Du liebes Kind, wo in dieser Gegend eine gute Wohnung zu bekommen wäre?"

„Nein," entgegnete das Mädchen, „es dünkt Ihnen vielleicht nur jetzt so; Sie mögen dahier nicht bleiben. 's ist so viel langweilig bei uns."

„Magst doch auch Du hier sein, und wir wollten uns die Zeit gegenseitig schon vertreiben. — Wer wohnt denn da oben in diesem Schloß?"

„Je, da oben im Schloß ist's nichts, da wohnen die bösen Geister!"

„Ei, was nicht gar! komme doch unter den Laubschatten und erzähle mir!"

„Ich hab' weiters keine Zeit. Der Vater, müssen Sie wissen, wartet schon auf die Suppe von der Milch, welche jetzt noch die Kuh mit sich trägt. Und der Kuh muß ich erst dieses grüne Futter bringen, daß sie sich melken läßt."

„Nur Deinen Namen möchte ich noch wissen, liebes Kind."

„Recht gern, ich heiß' Angla. Vielleicht können wir

ein andermal schwätzen; ich bitt', gehen Sie jetzt weg! — Dort steht der Drack."

In großer Aufregung war sie plötzlich, und die letzten Worte hatte sie murmelnd, wie zu sich selbst gesprochen.

Einen festen Druck auf ihre Hand; da hatte sie ihm mit einem kurzen, seltsamen Blick in's Auge geschaut.

Der junge Maler ging davon. Noch einmal sah er um und sagte wie träumend: „Ein solches Wesen existirt nur einmal auf der Welt!" Dann schritt er dem Hause zu, das zwischen den zwei Eschen hervorlugte. Man sieht's ihm an, er gedenkt in dieser Gegend zu bleiben.

Angla packte hastig ihre Arbeit wieder an. Sie schnitt die Gräser und barg dieselben in der aufgebundenen Schürze, und sie that, als hätte sie die Gestalt nicht bemerkt, die hinter dem Erlbusche lauerte. Das war ein hochgewachsener knochiger Mann mit blassem Antlitze, wildglühenden Augen und kohlschwarzem borstigen Vollbart. Eine braune Mütze, ähnlich einem türkischen Feß, hielt er in die Stirne gedrückt, ein langer mattgrauer Mantel, eng zusammengezogen, umschloß die Glieder. Es war eine Gestalt, wie man sie nicht mehr fand in dieser Gegend.

„Der Drack schaut mir wieder zu," flüsterte Angla, „ach hätte ich den jungen Mann nicht weggeschickt!"

Sie zitterte. So oft ihr junges Herz in Liebesfreud' erblühen wollte, stand dieser böse Geist vor ihr.

* * *

Beim Meister Zacharias.

Mitten in einer Burg von alten Bauernschuhen und Lederflecken auf einem Dreifuß saß Meister Zacharias, genannt der Zachschuster. Er hatte ein sehr breites Gesicht, das stets lächelnd auf den alten Pfottensack niederstrahlte, welcher, zwischen dem spitzen Knie und dem angespannten Knieriemen eingeklemmt, just in der Arbeit war. Seine winzigen Augen waren fast immer geschlossen oder blinzelten nur, so daß kundige wie unkundige Leute behaupteten, der Meister müsse seine Sehkraft nicht in den stets versteckten Augensternen, sondern in den beiden Glasscheiben davor haben. Der Mund des Männleins war meist so fest zusammengekniffen, daß man ihn nur für eine der vielen Runzeln hielt, die das Gesicht nach allen Richtungen hin durchzogen. Haar und Bart war nicht viel da. Auf dem Haupte saß eine schöne glatte braune Perrücke, die schreiende, aber falsche Bürgschaft, daß der Mann noch in den besten Jahren.

Zu diesem Schuhflicker nun trat Max Friedegg in

die kleine dunstige Stube, deren Wände mit allerlei Papierbildern von Schlachten, Weltstädten und Karrikaturen aus Witzblättern beklebt waren.

„Guten Morgen, Meister!“ sagte der Eintretende.

„Auch so viel!“ rief der Schuster in schmetterndem, etwas näselndem Tone und that einen Blick so fein und scharf wie ein Nadelstich nach dem Fremden und seiner Beschuhung.

„Ist eine Frage erlaubt?“ so der Maler und setzte sich auf einen umgestülpten Wasserzuber.

„Alles ist erlaubt,“ darauf der Meister, und fuhr drahtziehend mit beiden hageren Armen auseinander.

„Wem gehört das Schloß da oben auf dem Berge?“

That der Zachschuster alle zwei Augen auf.

„Da fragt wieder einmal Einer, wem das Schloß gehört. Mir nicht, das weiß ich.“

„Könnte ich nicht irgendwo Auskunft darüber erhalten?“

„In der Gegend wird's Ihm Keiner genau sagen können.“

„Ich möchte nämlich im Schlosse wohnen“, sagte der Maler.

„Ich denk', das wird Ihm Niemand wehren, wenn Er Courage hat.“

„Warum? steckt was dahinter? ist's unsicher?"

„Wird nicht sein", antwortete spöttisch der Schuster und grinste auf seine Arbeit nieder.

„Ein verrufenes Haus, also?"

„Na, gar nicht", murmelte der Alte und nähte. Plötzlich richtete er sich auf, dehnte den Hals gegen den Fremden hin, schloß die Augen fest und schrie: „Im Brandauerschloß ist ja der Teufel drin!"

„Ah, wenn nichts weiter", versetzte Friedegg gleichgiltig, „mit dem Hausherrn komm' ich schon zurecht."

Ganz schief von der Seite her lugte ihn der Alte an. — „'s schaut gar aus, als wenn das ein Heide wär' und an keinen Teufel glauben thät!" Dann langte er ein Glasfläschchen vom Fensterbrett, that daraus einen Zug, reichte es hernach dem Fremden hin: „Aufwarten?"

Lehne ich seinen Schnaps ab, so bekomme ich auch seine Tochter nicht. So dachte Friedegg und nahm den gebotenen Trunk an.

„Weil das Mensch mit der Suppe heut' mehr nicht vorkommt!" brummte der Alte. „Wenn Er da oben im Schloß wohnen will, so ist Er ein Schatzgräber und nichts Anderes!"

‚Auch gut. Ich bin ein Schatzgräber. Hängen wir der flotten Geschichte wieder 'mal ein romantisches Mäntelchen um', dachte Friedegg.

Der alte Schuster, seit dem Trunke aus dem Fläschchen bedeutend gesprächiger, fuhr fort: „Das Schloß hat einem italienischen Grafen zugehört. Der hat eine Weil auch drin gewohnt, aber es haben ihn die Bösen daraus vertrieben. Die alten Leut' wissen schauerliche Geschichten. Es soll im kleinen Schloßhof, wo die Kerker sind, ein Ziehbrunnen sein, aus dem, wenn man pumpt, lauter Blut herausrinnt. Mag wohl wahr sein. Vor Zeit sollen Juden im Schloß gewohnt haben, die haben zum Sabbath Christenkinder geschlachtet."

„Und der italienische Graf?"

„Ja, der hat den Brunnen wollen verschütten lassen. Er hat — schau' Er dort an den Berg hinüber, wo die Lahn ist, — die ganze Lahn hat er abgraben und in den Brunnen werfen lassen; ist aber kein Grund gewesen, und das Blut von den Christenkindern rinnt noch bis auf den heutigen Tag." — Hierauf ein Zug aus der Branntweinflasche.

Friedegg hörte fast aufmerksam zu; er sah, wie das Ding, anfangs noch verschwommen, im Haupte des Alten während des Erzählens Gestalt annahm. Er sah, wie ein Volksmärchen wächst.

„Und der italienische Graf?" fragte er noch einmal.

„Der," antwortete der Schuster, „ist über das viele Blut davon. Das Blut hat ja alles überschwemmt und

heut ist im großen Hof da oben ein ganzer See davon. Und auf dem See fahren in elfenbeinernen Schiffen schöne Jungfrauen um. Die sollen aber so schön sein, daß sie Jeden verlocken, der sie mit einem Auge sieht. Dann springt er zu ihnen auf das Schiff und dann gehen sie unter im blutigen See."

„Und der italienische Graf?"

„Ja, der hat sich die Augen verbunden, so oft er auf dem Söller gestanden. Da ist ihm einmal am Feierabend, wie schon der Mondschein war, ein Spatz vom Dach herab und auf die Augenbinde gehüpft; ist die Binde herabgerutscht, hat der Graf die wunderschönen Jungfrauen gesehen. Schon will er sich hinabstürzen, da läuten sie auf dem Brandauer Kirchthurm zum englischen Gruß und so haben die bösen Geister zur selbigen Stunde keine Macht über ihn gehabt. Seitdem hat der Graf das Schloß im Stich gelassen und ist davon. Schier zwanzig Jahre wird's her sein. Man sagt, er wäre die Zeit her gegen seinen Fürsten aufgestanden; und der hätt' ihn in ein ewiges Gefängniß werfen lassen. Das Schloß ist verlassen wie ein Kirchhof. Es will kein Mensch hinein. Der Brandauer Todtengräber hätt' den Schlüssel dazu. Ein alter Narr wohnt in einem Winkel des unteren Hofes, der sammelt allerlei Kräuter und Käfer und Gewürm zu Haufen. Aber ich sag',

das ist Alles angespielte Sach', und der Mensch will schatzgraben im Schloß. Die Juden haben ja den Schatz des Salomon darin vergraben. Und nichts für Uebel, ich fehl' nicht weit, wenn ich sag', dem Herrn da g'lust's auch nach dem Schatz."

Friedegg rückte dem alten Schwätzer etwas näher, legte ihm die Hand auf die höckerige Achsel und sagte im Vertrauen: „Was soll ich's denn leugnen, Meister. Meines Handwerks bin ich ein Maler und will mir im Schlosse eine Malerwerkstatt einrichten. Aber nur zum Schein, so wie der Andere seine Kräuter- uud Käfersammlung betreibt — versteht mich. Doch bin ich im Besitze von geheimen Mitteln, die nicht Jeder hat, und mir wird's gelingen. Ihr, Meister, seid — ich weiß nicht wie — mein Vertrauter worden. Und wenn Ihr mir behilflich sein wollt, daß mir der Todtengräber im Schlosse etliche Gemächer aufschließt, so soll's Euer Schade nicht sein."

Der Schuster blinzelte den Fremden an. Er fand das junge schöne Antlitz offen und ehrlich, daher sagte er: „Daß er Euch das Schloß aufsperrt, wird keine Kunst sein. Will's schon betreiben." Und dachte bei sich: Junge, leicht steckt Einer dich mitsammt deinem Schatz in den Sack.

Als Friedegg aus dem Häuschen trat, sah er durch die Stallthür, wie Angla aus ihrer Schürze der Kuh das Gras in die Krippe schüttete.

„Oh!“ rief er, „ich werde wahnsinnig! hier füttert die Venus ein Rind!“

* * *

Die Schönste für den König!

Schon am Abende desselben Tages war Friedegg Herr auf Brandau. Es hatte einige Mühe, Märchen und Münzen gekostet, bis der Todtengräber ihm die drei freundlichsten, sonnigsten Gemächer aufthat. Auch war, als das Burgthor knarrte, der hagere, blasse Mann, den sie den Dracken hießen, vorübergeschlichen und hatte einen gar finsteren Blick auf die Eintretenden geschleudert. Mancher düstere Gang, mancher hohe, öde Saal war zu durchwandeln gewesen. Und manche Spinne hatte ihr Gitter gespannt, als wollte sie den lebensfreudigen, heißblütigen Jüngling vor dem Eingange in diese Räume bewahren. Doch nun befand sich der Maler in der alterthümlich und vornehm eingerichteten Wohnung recht wohl; auch hatte er bereits Staffelei und Farbenkasten aufgestellt. Allein der alte kniffige Schuster, der auf einer Lehnbank kauerte und ungeschickt eine Cigarre zerbiß, die ihm der neue Bekannte zugelegt, war ihm doch zum Malen kein würdiger Gegenstand. Er ging daran, sich um einen andern zu bewerben.

„Meister“, sagte er, sich dem Alten gegenübersetzend

und selbst eine Cigarre anbrennend, „das Schatzgraben das bleibt unter uns. Den anderen Leuten bin ich als Maler da; ich bin nämlich vom König geschickt, die Schönste im Lande zu malen. Sie kommt in den königlichen Palast.“

„Ei je!“ machte der Zachschuster.

„Das ist kein Märchen, mein Lieber. Und selbst wenn es mit unserem Schatze nichts sein sollte, so bin ich ein gemachter Mann, sobald ich das Bild zu Stande bringe.“

Darauf der Schuster: „Und ist das wahr auch? — Na, wie lange wird Er da suchen und vergleichen müssen.“

„Das Original ist bereits gefunden, mein edler Herr von Drahtzug. Es lebt hier in der Gegend und mag mir hoffentlich gern sitzen.“

„Na, wohl gewiß nicht, daß sich Die wehren wird.“

„Es kommt nur auf ihren Vater an, ob er dem Könige geben wird, was des Königs ist.“

„Wenn er kein Narr ist, wird er sich nicht lang besinnen.“

„Schön“, sagte Friedegg, „so wäre auch dieses abgemacht. Die Leinwand ist aufgespannt. So mögt Ihr sie morgen um acht Uhr schicken.“

„Ich? wen?“

„Nun, die Schönste im Land, Eure Tochter Angla.“

Der Alte bewegte sich nicht. Er preßte nur die dünnen Lippen fest zusammen, drückte die Aeuglein zu und schmunzelte.

Bald hernach stiegen die beiden Männer nieder in's Thal. Angla, als sie den vornehmen Antrag hörte, wurde roth und blaß und wieder roth. Des Malers bloßer Blick schon pinselte ihr allerlei Farben in's Gesicht.

„Das kann ich nicht thun bei meinem Leben und Sterben", flüsterte sie, „all' meiner Tag' müßt' ich mich schämen vor mir selber. Auf so ein Bild gehört wohl die Mutter Gottes, und nicht ein leichtfertig Geschöpf."

„Mein Kind", versetzte Friedegg, „wer kann die Mutter Gottes malen? wer hat sie je gesehen? Der Künstler muß ein Vorbild haben, und will er die Göttliche schaffen, so kann es keine andere sein, als die schönste Jungfrau auf Erden, die ihm ihr Antlitz leiht." Dann setzte er leiser bei: „Ich male durch Dich ja eben die Mutter Gottes . . . ."

Da neigte sich das Haupt des Mädchens tief herab. Sie hub zu schluchzen an.

Friedegg hob ihr Köpfchen empor und sah die helle Thräne. Fast zitterte seine Stimme, als er sagte: „Angla, wenn ich's vermag, Dich wiederzuspiegeln, dann hat die Kunstwelt einen ewigen Schatz mehr! —"

Die erste Nacht im Schlosse. Der junge Maler ruhte auf seinem Himmelbett und der volle Mond schien durch das hohe Fenster auf sein lockenumwalltes Angesicht, auf seine weiße Brust, in welcher das Herz mit einem Dämon rang.

Dein leichtes Blut, so sann der junge Mann, das hast du von Gott; der wird dafür keine Verantwortung fordern. Aber die Ränke, die du spinnst! Den Alten hast du beschwatzt — oh, schrecke nicht zurück vor dem Namen dessen, was du gethan: du hast ihn belogen! Das Mädchen hast du bethört. Gestehe dir: unlauter ist dein Beginnen! — Wahrlich, das ist das Schloß der bösen Geister! — Nein, Lästerer, so rief hierauf sein Herz, das ist das Haus des guten Genius. Das Bild wird deinen Ruhm begründen, du wirst das Mädchen lieben! —

Der Mond verließ allmälig den schönen kräftigen Leib; lugte hingegen tief im Thale durch ein anderes Fenster, hinter welchem auch ein junges Herz in heißem Kampf erbebte.

* * *

Ein unheimlicher Besuch.

Als die Sonne aufging, war im Zimmer des Künstlers Alles in Bereitschaft. Hier die gemischten

Farben, die feuchten Pinsel, hier auch die Kohlen und Kreiden; und hier die Staffelei mit der weißen Leinwandscheibe. Ein leeres Blatt noch jetzt, wie eine weiße Wolke, in welcher der Blitz noch schlummert. — Und dort gegenüber der prachtvolle Ruhesitz aus rothem Sammt, harrend der Lieblichsten, die ein schönheitskundiges Mannesauge je geschaut und geschätzt.

Friedegg schritt von einem Fenster zum andern und blickte hinaus, ob er die ersehnte Gestalt nicht schon nahen sehe.

Da klopfte es an der Thür.

Eilig ging er, um zu öffnen.

„Ich bin so frei!" murmelte eine dumpfe Stimme und der hochgewachsene Mann mit dem blassen Antlitze und dem kohlschwarzen Vollbart trat schweren Trittes in's Zimmer.

„Kann ich dienen?" fragte der Maler mit etwas schärfer Stimme.

Der Fremde zog seinen Feß vom Haupte und ließ den aschgrauen Mantel auf das Sopha gleiten, vor welchem er stehen blieb und auf die weiße Leinwandfläche hinschaute.

„Ich darf Sie bitten, mein Herr", so begann er in scharfem Tone, „daß Sie es nicht hart nehmen, wenn ich etliche Fragen an Sie zu richten mir erlaube."

Welch' eine Anrede von diesem Menschen! — Etwas Höflichkeit und etwas Neugierde war's, als ihn Friedegg bat, Platz zu nehmen und zu sprechen.

Stehend fragte der Mann: „Wie lange gedenken Sie in diesem Schlosse zu weilen?"

„Jedenfalls so lange, bis ich ein Werk vollendet habe, welches erst heute begonnen werden soll."

„Sie haben mir dieses Werk zwar nicht genannt", fuhr der Finstere fort, „doch vermuthe ich, daß Sie ein bestimmtes Bild malen wollen, wozu ich hier die Vorbereitungen bereits getroffen sehe."

„Welches Interesse haben Sie an dieser Sache?" fragte der Maler.

„Deſſ' wollen wir uns noch verständigen, junger Mann", versetzte der Andere. „Ich wünsche nämlich nicht, daß Sie das Bild malen."

„Sie wünschen es nicht?!" sagte Friedegg gedehnt und jedes Wort betonend, während eine tiefe Röthe über sein Gesicht flog. „Dann wünsche ich, daß Sie sich um meine Bestrebungen nicht kümmern mögen!" Diese Worte begleitete er mit einer Handbewegung gegen die Thür.

Der finstere Mann blieb ruhig stehen und versetzte: „Sie sind etwas leidenschaftlich, mein Herr, und so mag ich auf meinem Wunsche wohl bestehen. Da Sie auf-

genommen sind, so will ich Sie nicht mit Ernst aus diesem Baue weisen. Hingegen müssen Sie mir die Frage gestatten, wie viel an Geld Sie für diese weiße aufgespannte Leinwand hier verlangen, wenn Sie sich derselben entäußern sollen mit dem Versprechen, daß Sie sogleich von dannen ziehen und das Bild für alle Zeit ungemalt lassen wollen."

„Sie sind ein Narr!" brauste der junge Künstler auf, „eher verkaufe ich meine Seele dem Teufel, als Ihnen das Anrecht auf dieses Bild. Gehen Sie und stehlen Sie mir die Stunde nicht!"

Weit unheimlicher aber, als Friedegg in seinem Zürnen, war der Fremde in seiner Ruhe. Dieser zog nun aus seinem Mantel einen ledernen Beutel, der schwer schien. „Im Falle Sie, mein Herr", sagte er in eherner Gelassenheit, „mit irdischen Gütern nicht versehen sein sollten und etwa betagte Eltern hätten, denen Sie das Alter erleichtern möchten, würden Sie gut thun, für das ungemalte Bild diese Summe zu nehmen."

Damit beugte er sich zu Boden und schüttete den Beutel aus. Etwa an die fünfzig Dukaten schimmerten auf dem Estrich.

Friedegg starrte überrascht darein. Was ist das? Und der Mann hatte eine Saite berührt, die lange in seiner Seele schrillte. Er hatte der betagten

Eltern gedacht, die allerdings nicht sorglos schlafen konnten.

„Es ist Ihnen zu wenig“, murmelte der Fremde, „mehr kann ich nicht geben.“

Da sprang der Maler plötzlich auf, stieß mit der Fußspitze die Goldstücke auseinander und rief: „Schandgeld! Blutgeld! Judaslohn! Hinweg und stört mir den Frieden nimmer!“

Allmälig kraute der Schwarze das Geld zusammen in den Beutel, schob diesen wieder in das Kleid, trat dann einen Schritt näher zum Maler und fragte: „Sie wollen also hier bleiben und das Bild malen von jenem Mädchen, das unten im Hause des Schuhmachers lebt?“

„Ja!“ rief Friedegg mit vor Erregung bebender Stimme.

Jetzt begann das Antlitz des Fremden noch fahler zu werden und in seinen finsteren Augen sprühte die Gluth. Wieder langte er in den Brusttheil seines Kleides, doch anstatt eines Geldsackes zog er einen funkelnden Dolch hervor.

Friedegg bebte zwei Schritte zurück und suchte die Holzlehne eines gothischen Sessels zu fassen.

Der Fremde zischte: „An dem Tage, wo der erste Lichtstrahl auf ihr gemaltes Bild fällt, gleitet dieses Messer dem Maler ins Herz!“

Schweren Schrittes trat er zur Thür hinaus.

Friedegg trocknete sich den Schweiß vom Angesichte; dann ging er, verschloß das Zimmer und stieg hinab in das Thal.

* * *

Junges Blut im alten Schloß.

Angla wäre nicht in's Schloß gekommen. Sie war allzu blaß und hatte verweinte Augen. Sie habe gar schlecht geschlafen und könne dem Maler nicht sitzen.

Friedegg wußte sie zu beruhigen und zu erheitern und an seiner Seite stieg sie den buschigen Schloßberg hinan.

Das Gespräch wollte zuerst nicht recht verfangen. Endlich sagte der Maler: „Ich habe schon mehrmals von einem gewissen Drack gehört. Was ist's eigentlich mit diesem sonderbaren Menschen?"

„O Gott!" flüsterte das Mädchen, „schon wieder der Drack. Ach, er ist ja nichts weiter als ein Narr!"

„Dürfte vielleicht zu den gefährlichen Narren zählen," bemerkte der junge Mann.

„Für das halte ich ihn nicht," antwortete Angla, „mir ist er oft in den Weg gekommen; dürft' nicht sagen, daß er mir was zugefügt hätte. Man kann's aber nicht wissen, was der Mensch will."

„Und wer ist er denn, was weiß man von ihm?"

„Vor etlichen Jahren ist er in die Gegend gekommen, aus Wälschland glaube ich; hat eine Schrift an den Schloßaufseher mitgebracht. Die Schrift ist vom Grafen Banetti gewesen, dem das Schloß gehört; sie hat's bezeugt, daß der Ueberbringer ein Doktor ist und Dracke heißt, in dieser Gegend wohnen möchte, um allerhand Gewächse, Gestein und anderes Ding zu sammeln. Und die Schrift hat's befohlen, daß dem Ueberbringer im Schloß eine Wohnung angewiesen werde. Drauf hat sich der fremde Doktor dort drüben im unteren Bau, der völlig von den Buchen zugedeckt ist, ein kleines Zimmer ausgewählt, und darin wohnt er seither. Er geht herum wie ein Verrückter, aber die Leute fürchten sich nicht vor ihm. Keinem Menschen kann er so oft begegnen, als mir. Er hat früher noch selten ein Wort mit mir gesprochen, doch wenn er mich mit seinen wilden Augen anschaut, so ist's mir wie ein Stich in's Herz. Und schon ganz gewiß ist er nicht weit von mir, wenn ich auf dem Kirchtag bin oder einmal beim Tanz. Die Burschen haben ihn schon packen wollen, aber keiner getraut sich."

„Nach meiner Ansicht, Angla, ist der alte Kerl in Dich verliebt," sagte Friedegg.

Das Mädchen schwieg.

„Einmal," flüsterte es nach einer Weile, „ist wohl

Jemand in mich verliebt gewesen; der hat sich halt ganz anders betragen, als dieser Mensch."

„Wie hat sich denn jener betragen?" fragte der junge Maler, ihr schalkhaft in's Auge blickend.

„Na, so, daß ich gegen ihn hab' grob werden müssen," sagte Angla rasch und setzte leise bei: „grobsein möchte ich gegen den Dracken nicht."

Jetzt schwieg Friedegg. In seinem Haupte stritten vielerlei Gedanken.

Er führte die „schönste Jungfrau auf Erden" in das stille Schloß. Er führte sie über steinerne Treppen, über finstere Gänge in sein Gemach.

Angla schauerte, als sie eintrat; sie wollte es nicht gestehen, aber ihr graute vor dem Blutbrunnen und dem See, der in diesem Gebäude sein sollte und von dem ihr Vater noch gestern erzählt hatte.

Dem Maler hingegen graute vor einem blinkenden Dolche, und er verschloß die Thür.

Angla stand unbeweglich und blickte zum Fenster hinaus. Friedegg richtete einige Worte an sie und erhielt keine Antwort.

Angla war im Sonntagsgewand und hatte die Locken eng um das Haupt geflochten. Er aber hätte sie gerne in dem leichten, losen Kleidchen von gestern vor sich gesehen, und vor Allem gerne ihre Locken gelöst ge=

habt. Er war sonst gewiß ein kecker Junge, und hätte sich derlei von einem Modell unter allen Umständen zu verlangen getraut. Aber heute war ihm beklommen und er fürchtete mit seinem Wunsche das Mädchen zu verletzen.

Ein Marienbild mit langen, niederwallenden Locken hing an der Wand; Friedegg wollte des Mädchens Blick darauf lenken. Angla warf, an einem großen Spiegel vorüberwankend, ihr Auge auf ihre eigene Gestalt.

Als sie sich auf dem bestimmten Sitz niederließ und ihr der Maler endlich doch sein Verlangen zu verstehen gab, löste sie willig ihre Haarkrone und ließ das schöne zarte Gelocke wie einen goldenen Schleier über Nacken und Schultern wallen.

Den jungen Mann durchrieselte ein seltsam Schauern, als er dieses maienhafte Frauenbild vor sich sah, das heute durch den Hauch von zarter Scham und den leisen Schatten von Beklemmung nur noch unendlich reizender war, als er sich's je hätte denken können.

In der Hand schon die gespitzte Kohle haltend, wollte er, von Gefühlen übermannt, vor dem Mädchen niedersinken auf das Knie. Lieb' und Künstlerdrang rangen um den Preis dieser Stunde; endlich schien letzterer zu siegen.

Als er mit dem Stifte auf die Leinwand fuhr, sprang Angla auf, zog sanft seinen gehobenen Arm nieder und hauchte: „Warten Sie noch!“

„Du bist so sehr erregt, mein Kind!“ sagte Friedegg.

„Ja“, flüsterte das Mädchen zu Boden starrend, „Sie wissen es nicht, was ich gestern Abends gehört habe.“

Der Maler setzte sich zu ihr, ergriff ihre zitternde Hand und sprach: „Sei ganz aufrichtig, Angla.“

„Ich hab' darüber die ganze Nacht kein Auge zugethan,“ sagte sie. „Gestern — es ist spät, ich lieg' schon lang in meinem Bette. Da höre ich jählings, wie als thät's von oben kommen, eine Stimme.“

„Nun? und was hat diese Stimme gesagt?“

„Eine schauerliche Geschichte hat sie mir erzählt. Die Geschichte von einem eitlen Jungfräulein, das sich, weil es so schön gewesen, für ein Altarbild als die heilige Jungfrau hat malen lassen.“

„Wohl, ich kenne diese Geschichte; sie steht zu lesen in einem der schönsten Bücher des deutschen Volkes.“

„So werden Sie auch wissen,“ fuhr das Mädchen fort, „daß das Jungfräulein bald darauf abgewelkt ist; daß ihr die Augen hohl und trüb geworden, daß ihr alles Fleisch vom Angesicht und alle Haare vom Scheitel gegangen sind, bis ihr Haupt ausgesehen wie ein Todtenkopf. So hat sie leben müssen zu Schand' und Spott der Leute, weil sie sich mit dem Bildniß unserer lieben Frauen so schwer versündiget hat.“

Das Mädchen bebte und schluchzte.

„Eigentlich," entgegnete nun der Maler, „wäre deine Mähr' zu belächeln. Entweder sie hat Dir geträumt, oder ist Dir von einem Spaßvogel oder einem andern, vielleicht böswilligen Gesellen beigebracht worden. — Schau, mein Kind," fuhr er im Tone tiefer Ueberzeugung fort, „die Schönheit hat der Mensch von Gott, welcher der Ursprung und die Seele alles Schönen ist. Kein Mensch ist auf der Welt, der je mit seinem irdischen Auge Gott gesehen hätte. Und doch stellen wir ihn im Bilde dar, und wir haben dem Göttlichen, dem Inbegriff des ewig Schönen und Großen — unsere eigene Gestalt verglichen. Wir denken uns in Gott einen erhabenen Greis mit schneeweißem Haar und Bart, oder einen jugendlichen Mann in edelster Gestalt, der im Siege über die menschlichen Leidenschaften die Welt erlöst. Wir denken uns in der Mutter Gottes das idealste Frauenbild, so wir uns vorzustellen vermögen. Selbst die Englein im Himmel, die pure Geister sind, stellen wir im Bilde holder Menschenkindlein dar. — Nicht Anmaßung kann das sein, sondern vielmehr Dankbarkeit, Opferfreudigkeit, wenn wir unsere menschliche Gestalt, das allerschönste Gebilde der Schöpfung, den Himmlischen zur Ehre bringen."

Angla hatte während dieser Rede dem Sprechenden

in's leuchtende Auge geblickt. Und hätte sie der Worte Sinn nicht ganz verstanden, im edlen Feuer seines Auges las sie die Ueberzeugung, daß ihr Beginnen kein verdammliches wäre. Und sie nahm sich vor, daß sie demuthsvoll, wie einst selbst Maria vor Gabriel dem Gottgesandten sich ergebe zum auserwählten Opfer dem ewig Schönen.

Beruhigung und Freude lag in ihrem Angesichte. Sie war bereit.

Sie ahnte nicht die innere Bedrängniß des Künstlers, der in seiner schönen, freundlichen Gestalt vor ihr stand.

Zur einen Seite die heiße Liebe, zur andern den drohenden Dolch — so sollte er sein erstes Kunstwerk schaffen.

Aus dem lichtreichen Kreise der Schönheit ist die Furcht verbannt. Friedegg athmete auf.

Mit dem ersten Strich auf die Leinwand war alles Bedrängende entflohen — einzig nur die reine Schaffensfreude beseelte den jungen Künstler.

Wir vermögen nicht anzudeuten all' die bedrückenden, bangen, süßen Empfindungen, die während dieser Stunde des schlichten Mädchens Herzen bewegten. Ganz ruhig und stumm wie eine Bildsäule saß sie da, trotz der Erlaubniß, sich zu bewegen und zu sprechen. Ihr Auge hielt sie meist gesenkt, nur einigemal wurde

es aufgeschlagen und flog auf die Staffelei hin, die sie doch nur von der Rückseite sah.

Als die Stunde vorüber und Angla das fertige Bild zu sehen hoffte, war sie sehr überrascht, nur eine leichte, schwarze Zeichnung eines Menschenhauptes zu finden.

Friedegg bat sie, am nächsten Morgen zur bestimmten Stunde wieder zu erscheinen, und zwar in jenem Kleide, das sie zu Hause trage, wenn sie auf der Wiese das Gras sammle.

Sie band die Locken auf und sagte: „O, wie gern komme ich wieder, jetzt hab' ich keine Angst mehr."

Er geleitete sie den Berg hinab. Sie war heiter und schalkhaft. Er blickte sie immer an; er nahm von jeder ihrer Stimmungen ein Bild in seine Seele auf.

Später begegnete ihm der alte Schuster.

Der hielt fest den Mund zugekniffen, aber sein blinzelndes Aeuglein fragte: Na, wie steht's mit der Schönsten des Landes? wird der König zufrieden sein?

Mit Mißbehagen wollte sich Friedegg von dem Alten abwenden, doch durfte er sich's mit ihm nicht verderben. Er grübelte nur, wie es kam, daß ein solcher Vater eine solche Tochter habe.

Da erfuhr er: Angla war des Schusters Ziehkind.

* *
*

Mit ihren Vorzügen und mit ihren Sünden....

Der Drack war an demselben Tage nicht gesehen worden. Der Maler hatte beschlossen, die Drohung des unheimlichen Mannes für sich zu behalten, hingegen seine Wohnung zu jeder Stunde sorglich abzusperren und auf seinen Spaziergängen in die schönen Laubwälder eine geladene Pistole nicht zu verschmähen.

Am andern Tage kam Angla unbegleitet in's Schloß. Sie betrachtete die Zeichnung, welche während ihrer Abwesenheit etwas ausführlicher geworden war; sie gewahrte nicht, daß der Maler die Thür verschloß.

Dann setzte er sich auf den Sammt, zog das Mädchen an seine Seite nieder und flüsterte: „Heute, Angla, mußt Du Dich mir im rechten Lichte zeigen, heute geht's an die Farben."

Ihr leichtes Kleidchen schmiegte sich viel anmuthiger um ihre Glieder, als gestern der Sonntagsstaat.

„Ich verlange ja nur ein Brustbild," sagte er, „aber das darfst Du mir in seiner Naturschöne nicht versagen. Wenn ich ganz offen sein will, Angla, ich finde selbst das geschlossene Busenleibchen etwas störend. Auch mußt Du im Interesse der Gesichtsfarbe ganz frei athmen können."

Da wagte das Mädchen einzuwenden, daß die

Mutter Gottes auf Bildern gewöhnlich ein Kleid trüge, welches bis an den Hals geschlossen wäre.

Friedegg rückte ihr etwas näher und sagte: „Nicht wahr, Angla, Du bist mir nicht böse, wenn ich Dir etwas gestehe?“

Das Mädchen schlug die Augen nieder und neigte das Köpfchen.

„Ich bin eigentlich ein arger Sünder,“ fuhr er fort, „die Sehnsucht, bei Dir zu sein und Dein Bild zu schaffen, hat mich zu einem Streich verleitet, der ein wenig mein Gewissen drückt, so lange ich ihn Dir nicht gebeichtet habe, so lange Du mir nicht die Absolution ertheilt hast. — Um von Deinem Vater die Erlaubniß und von Dir die Bereitwilligkeit zu erlangen, habe ich das einemal zum König, das anderemal zur Mutter Gottes meine Zuflucht genommen. Ich hätte Dir's ja gestern schon gestehen mögen, um Deine Besorgniß zu zerstreuen: Angla, ich male kein anderes, ich male nur Dein Bild, als die, die Du bist; und ich male die Schönste des Landes nicht für den König, sondern für mich selbst. Dein Bild wird nicht blos meine Existenz begründen, es wird mein Glück sein. — Ich bitte Dich, liebe Angla, verzeihe mir daher die Täuschung!“

Das Mädchen war bewegt. Diese Bitte von diesem Manne ging ihr an's Herz. Sie war noch nicht zum

Bewußtsein gekommen, daß sie den Maler liebte, daher sagte sie das Wort: „Da habe ich nichts zu verzeihen. Verzeihen Sie mir, wenn ich etwa anders bin, als ich wohl sein sollte. Ich bin gar arm, hab' nichts lernen können und hab' doch meine Fehler und Sünden."

Der junge Künstler legte seine Hand auf ihre Schulter und flüsterte: „Also darf ich Dich malen, ganz wie Du bist, mit Deinen Vorzügen und Deinen Sünden . . . .?"

Da versetzte das Mädchen: „Weil es soweit schon ist — ich will nicht tugendhafter sein, als wie mich Gott erschaffen hat."

In diesem Augenblicke ächzte die Wand, als brause ein Sturmwind um das Gebäude. Draußen aber war der sonnige Morgenfrieden.

Mit sanfter Hand legte der Maler des Mädchens Gelocke so über Schulter und Brust, wie er es für gut fand.

Am dritten Tage, als Angla wieder erschienen und die Thür wieder verschlossen war, sagte Friedegg zu seinem anmuthsvollen Vorbilde: „Heute kommen die Augen daran. Mache sie einmal auf und blicke mich an."

Da leuchteten ihre großen, mächtigen Sterne wunderbar zu den seinen hinüber. Er sah sie lange, lange

an, dann schleuderte er den Pinsel weg und rief: „Die kann ich nicht malen!“

Angla erschrack.

„Das Leben wird noch die Kunst besiegen! Mädchen, Du bist schön!“

Er arbeitete in derselben Stunde an anderen Partien des Hauptes und erst, als Angla wieder gegangen war — lebendig, aus seiner eigenen Seele heraus, malte er ihr Auge.

* *
*

Der Schatz gehoben!

Emsig arbeitete der junge Künstler und wo er ging und stand, sah er vor sich ihr Bild. Alles Schöne und Liebliche, was sonst die Gegend bot, verwebte er in dasselbe; alles Gute und Frohsame, was er von den schlichten Bewohnern des waldigen Thales erfuhr, legte er in es hinein; all' das Ueberirdische, das Göttliche, was er in seinem Künstlerideale je geträumt, senkte er in das Bild seiner — seiner Angla.

Oder wäre der Drack, der finstere, grauenhafte Geselle einer andern Meinung? — Schon seit Tagen war dieser nicht mehr gesehen worden. Ein verrückter Alter — weiß heute nicht mehr, was er gestern gethan hat. Der Maler wollte weiters gar nicht mehr an ihn denken.

Das hielt aber etwas schwer und als Angla das nächstemal zu ihm in's Schloß kam, versperrte er doch wieder die Thür.

Sie saßen beisammen auf dem rothen Sammt — der Maler und sein reizendes Modell.

„Und nun, mein süßes Kind," sagte Friedegg, heute noch inniger als je beseelt von dem Gegenstande seines Schaffens, „Du siehst, welch' reinen Purpur ich heute auf der Palette habe; das feinste Pinselchen ist in Bereitschaft. Was meinst Du, ist es nicht Dein lieber, kleiner, rosiger Mund, der heute d'ran muß?"

Ihre Lippen, solches Lob kaum gewohnt, zitterten leise.

„So wie ich das Auge ganz auf mich wirken lassen mußte," sagte der Künstler, „bis es mir gelang, dasselbe auf die Leinwand zu bringen, so wird's wohl auch mit dem Munde sein müssen."

Und er legte seine Hände an ihr Haupt und sanft aber ehern an Kraft zog er es an sich und preßte einen langen, glühenden Kuß auf ihre Lippen. — Als er das Köpfchen endlich wieder losließ, neigte es wie ein geknicktes Blümchen, tieferröthet und geschlossenen Auges, dem Busen zu.

Wie in einem leisen Erdbeben dröhnte der Boden. Friedegg merkte es nicht, erhob sich rasch und malte.

An einem der nächsten Tage kam das Schusterlein wieder einmal zu Friedegg auf Besuch. Das Bild war mit einem weißen Tuche verhüllt. Der Alte verlangte es nicht zu sehen; er erkundigte sich nur nach der Schatzgräberei.

„Pst,“ lispelte der Maler, „ich habe den Schatz ja schon gefunden! Er ruht tief im Brunnen, aus welchem das Blut fließt. Bald wird er gehoben sein.“

Befriedigt trippelte der Flickschuster in sein Häuschen zurück und verachtend stieß er die alten spröden Schuhe und Lederstücke mit dem Fuße von sich.

Als Angla das nächste- und letztemal wieder kam, brachte sie dem Maler einen kleinen Strauß von Nelken und Reseden mit. — Wer das alte Alphabet kennt, mittelst dessen das junge Landvolk sich seine Liebesbriefe schreibt — wer die Blumensprache kennt, der weiß es nun, was Angla meint und nimmer sagen kann.

Friedegg nahm den Strauß still entgegen. Heute hatte er kein Wort des Scherzes, der Schmeichelei und Liebe. Schier blaß bis zum Munde hin war sein Gesicht. — Zweimal hatte er den Schlüssel umgedreht am Thürschloß. — Es sollte die Stunde der Enthüllung sein.

Die Staffelei hatte er so gewendet, daß das volle Licht eines Fensters auf das Bildniß fallen mußte. Das

rothe Sammtsopha hatte er so gestellt, daß es etwas im Dunkeln, sieben Schuh weit vor dem Bilde stand.

Darauf ließen sie sich nieder und Friedegg sagte: „Nun will ich Dir zeigen, Angla, wie Du in mir lebst!"

Es fiel der Vorhang. Angla stieß einen kurzen Schrei aus, sah und staunte. Sie hatte das Bild wohl in seinem Werden gesehen, jetzt sah sie es in seiner Vollendung. — In der Schönheit und Reinheit eines Engels, in aufblühender Jugend eines irdischen Wesens, in keimender Lebenslust — im Auge die erwachte sinnende Seele, am Munde das kindliche Lächeln noch und auch schon das schüchterne Begehren und das Dämmern der Liebesahnung auf der Wange — so trat das Jungfrauenbild hervor aus seinem Grunde.

Jede der zarten Gemüthsbewegungen des Mädchens in den Stunden, da es Vorbild war, die Bangniß und die Eitelkeit, das kindliche Geständniß, die heitere Zuversicht, die zarte Schamhaftigkeit, der volle Blick in's Manesauge und der Kuß war auf dem Bilde — das reizende Landmädchen mit seinen Vorzügen und seinen Sünden.

„— Und das — bin ich?" hauchte Angla.

„— Wie Du in mir lebst. — Du mein süßer Schatz, glaube mir, ich habe gerungen mit mir." — Er stockte, er bebte und glühte. „Wie sehr habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt! Er wird — ein heißer Hauch

— den Thau von einer Blume saugen, die ich noch in ihrem feuchten Morgenglanze der Welt bewahren wollte. Erblicke, Angla, noch einmal in diesem Bilde den Frühling der Ahnungen, und dann — sei mein!"

Eine schwüle Ruhe lastete im Gemach. — Und es war doch keine Mähr', im Hofe rieselte der Blutbrunnen .... und auf dem See schaukelte eine Jungfrau .... Wie aus einer verklärten Welt blickte das Kunstwerk nieder auf den wildesten der Stürme, der in der Leidenschaften Nacht das Menschenherz durchbraust ....

Ein greller Knall in nächster Nähe schreckte die Liebenden. Aufgesprungen war ein Stück der Wand und aus der finsteren Tiefe stieg die hohe Gestalt des Drack. — „Verführer! Verführer!" mit solch' gellendem Schrei, den Dolch in der Hand stürzte er auf den Maler zu. — Da stand er plötzlich gegenüber dem Bildniß. Ein dumpfer Laut der Ueberraschung, die Hand sank mit der Waffe und sein starrer Blick haftete auf dem Kunstwerk.

Reglos kniete Angla vor der Ruhebank; an der Seite stand der junge Mann, bereit, die Geliebte zu schützen.

„Gott im Himmel," murmelte der Drack, „wer so ihr Bild erfaßt, der liebt sie. Der liebt sie wahr

und treu." — Der Dolch fiel klirrend zu Boden, und die Hand, die ihn früher umklammert hatte, erhob sich wie segnend gegen das Paar. Und im nächsten Augenblicke war der seltsame Gast verschwunden.

Verschwunden wie ein Gespenst, hätte nicht die offene Tapetenthür und auf dem Fußboden der Dolch ein Anderes bewiesen.

Als sich die Beiden von der entsetzlichen Ueberraschung etwas erholt hatten, sagte Friedegg: „Siehe, mein Lieb', Dein Bild ist doch ein Muttergottesbild. Das erste Wunder ist davor geschehen. Es hat uns vor dem Wuthanfalle eines Wahnsinnigen gerettet."

* *
*

Das Bekenntniß eines Unglücklichen.

So ist es geschehen zu Brandau am Kerwald, im Schlosse der Bösen.

Friedegg's Bild hat unter dem Namen „die Jungfrau" auf der Weltausstellung zu Paris außerordentliches Aufsehen gemacht. An dem nemlichen Tage, als Max Friedegg seine Angla in der Brandauer Kirche zum Altare führte, kam eines russischen Fürsten Anfrage, ob er, der Maler der Jungfrau, geneigt wäre, ihm das Bild gegen zwanzig tausend Silberrubel zu überlassen.

An dem nemlichen Festtage aber kam auch eine

andere Post aus Italien. Es war ein Packet mit großen Siegeln und bestand aus Urkunden und Schriften. Das Blatt, welches zu oberst lag, war glattes Briefpapier und trug folgenden Inhalt:

„So mögt Ihr, meine Kinder, das Bekenntniß eines Unglücklichen vernehmen. Was Ihr über meine und Eure Vorfahren und über die geschäftlichen Angelegenheiten zu wissen nöthig habt, das werdet Ihr in den beiliegenden Schriftstücken finden. Meine Fußtapfen waren nicht die meiner Ahnen. Mein Leben war wild. Meine Wiege ist in Italien gestanden. Meine Eltern starben früh, meine zwei Brüder, älter als ich, haben sich dem Staatsdienste gewidmet. Ich gieng früher an den Genuß, als an die Arbeit. Ich liebte ein junges Weib und erstach in einem Zweikampfe den Nebenbuhler. Dann floh ich in's Ausland und jenseits der Alpen, in jenem nordischen Waldthale, wo Euch das Glück der reinen Liebe aufgeht, erwarb ich ein altes Bergschloß, ließ es umbauen und wohnte in demselben in Gesellschaft von Freunden, die man überall findet, wo man mit dem Geldbeutel schellt. Unser Treiben auf der Burg mag wohl damals schon Anlaß gegeben haben, daß der Volksmund Brandau das Schloß der Bösen taufte. Wüst ist's zugegangen; der blutige Erwerb des Landmannes ist auf dem Schlosse verpraßt

worden. Und die Leidenschaft ist Burgfrau gewesen. An's Freien wollte ich nicht gehen, denn ich war ein Feind jeglicher Bande. Ein junges Bauernmädchen, das öfters mit Eiern und Beeren auf das Schloß gekommen, fiel mir in die Augen; ich lernte es kennen, ehe mich ein ausschweifendes Leben auf's Siechenlager warf und mich veranlaßte, wieder das südliche Klima zu suchen. Der wahre Name meines Geschlechtes ist in den beiliegenden Urkunden wohlverbürgt. Ich aber kehrte unter dem Namen Banetti nach Italien zurück, wo ich wieder genas. Ich beschloß, ein neues Leben anzufangen und wollte mich der Gesellschaft opfern. Ich beschäftigte mich mit Politik, ließ mich hinreißen von Rath zur That und leidenschaftlich, wie mein Wesen war, brachte ich es so weit, daß man mich als politischen Verbrecher in den Kerker warf. In jahrelanger Haft ist mein Lebensmark erstarrt. Bei Gelegenheit einer Emeute der Sträflinge bin ich entflohen, bin durch viele Noth und ganz verwildert über die Alpen meinem Schlosse Brandau zugeeilt.

Doch durfte ich dort wieder nur unter neuem Namen leben; als Graf Banetti wäre ich sofort an meine Heimat ausgeliefert worden. Der Name war gebrandmarkt, soweit die Kronen der Despoten strahlen. Ohne Vermögen und krank an Körper und Geist, ein

elender Mann, verschaffte ich mir durch Umtriebe als Doktor Dracke Eingang in mein eigenes Schloß, wo mir der Aufseher ein geringes Zimmer anwies. Ich verfügte über einen nur kleinen Nothpfennig. Meine Nahrung war kümmerlich, meine Arbeit, um mich irgendwie vor den Leuten zu rechtfertigen, bestand aus Sammeln von allerlei ziemlich werthlosen Gegenständen. Mein Geist war gebrochen; die Haft hatte den Keim des Irrsinns in mein Gehirn gelegt. Bisweilen merke ich seine Spur, und selbst zu Zeiten, da ich sie nicht merke, zweifle ich an meiner klaren Vernunft. In Brandau habe ich mich nun auch nach jenem Bauernmädchen erkundigt, das vor Zeiten mit Lebensmitteln auf's Schloß gekommen. Es war etliche Monate nach der Abreise des Grafen Banetti, wie es hieß — im Wochenbette gestorben. Das Kind von ihr, ein Mädchen, lebte noch und war in der Pflege des Schuhmachermeisters Zacharias zu Brandau. Ich sah es und habe es im Herzen als mein Kind erkannt. Es ist eine harte Qual gewesen, daß ich mich nicht als Vater des Mädchens habe bekennen dürfen, daß ich nicht die Macht hatte, es erziehen zu lassen, da doch das stolze Schloß auf dem Berge und die reichen Waldungen ringsum mein Eigenthum waren. Ich hatte die Urkunden, hatte all' die Papiere, nur den Namen durfte

ich nicht tragen, der mich wieder in den Besitz gesetzt hätte. Bloß das Eine schien mir ausführbar: wie ein unbekannter Schutzgeist über mein Kind zu wachen, dasselbe vor bösem Fehl zu hüten, bis es einen Führer durch das Leben gefunden hätte. Die Mittel, die ich dazu gewählt, sind zuweilen wohl von der Art gewesen, daß sie mich nachträglich oft über meinen Geisteszustand sehr beunruhigten. Ich habe Angla umlauert, belauscht, erschreckt, geängstigt, habe den Menschen, die ich für ihre Feinde hielt, tolle Versprechungen gemacht oder ihnen gedroht. Das liebe Kind hat sich ja selbst bewahrt; ich habe nichts erreicht, als den Titel: Narr, und der wird wohl kaum jemals gegen einen andern mehr vertauscht werden.

Gefahr ahnend, habe ich vor Allem das Malen des Bildes zu verhindern gesucht. Der Einsamkeit des verrufenen Schlosses hätte ich Euch gerne anvertraut. Doch, die gefährlichste Burg der bösen Geister ist das Menschenherz.

So wird Euch nun wohl Vieles klar geworden sein, was bisher dunkel gewesen. — Ich habe keine Verwandten mehr auf der Welt, als Dich, Angla, die ich für mein leiblich Kind und meinen Erben anerkenne. — Du hast den Bräutigam gefunden, zu dem ich Dich beglückwünsche.

Es ist besser, ich trete nicht mehr vor Eure Augen, so wie ich war und jetzt noch bin. Ich weiß Euch glücklich und deß bin ich zufrieden. Meine Tage sind gezählt. Zur Stunde, da Ihr mein Vermächtniß empfanget, hat mich mein Vaterland vielleicht wieder hinter Schloß und Riegel gesteckt. Bleibe ich unter den jetzigen Zuständen frei, so sehe ich Euch wieder. Wie das immer sein mag, meine Aufgabe, Euch die vom Staate nicht eingezogenen Güter zu sichern, habe ich in diesen letzten Tagen erfüllt.

Noch Eins. Auch in Italien habe ich schon viel über das Bild der Jungfrau sprechen gehört. Ihr könnt Euch meine Freude denken. Wenn der Schöpfer dieses Werkes mir altem Manne eine Bitte gewähren wollte, so wäre es die, daß er das Bildniß, welches in Eurem Leben eine so bedeutsame Rolle spielt, nicht verkaufe, sondern dasselbe im Schlosse Brandau in dem nemlichen Gemache aufstelle, wo es entstanden ist, auf daß es auch die Kinder und Kindeskinder sehen.

Alles Gute sei mit Euch!

Graf . . . . ."

Nun erst sah man sich um nach dem Dracke. Der war seit Wochen nicht mehr gesehen worden und seine Kammerthür war mit Spinnweben umschleiert.

Anfangs hatte man einiges Mißtrauen in die Dokumente gesetzt, doch hatten diese sich bald als echt und werthvoll erwiesen.

Angla Friedegg, die junge Frau, wollte auf und nach Italien, um ihren Vater zu suchen. Da kam die Nachricht von seinem Tode.

Voll wehmuthsinniger Dankbarkeit zog sie mit ihrem lorbeerbekränzten Gatten ein in das stattliche, reichbegüterte Haus, genannt das Schloß der Bösen, in welchem mancher Dämon sein dunkles Spiel getrieben, bis die zwei Botinnen Gottes kamen — die Kunst und die Liebe.

Ich kenne Dich!

Es geschah in unserem Wien.

Der Spaziergänger auf der Ringstraße bewundert vielleicht die Außenseite der Paläste, welche ihn umgeben, hat jedoch oftmals keine Ahnung von der Pracht und Herrlichkeit im Innern derselben. Selbst der alte Mann, der, auf den Stock gestützt, in eines dieser Palais tritt und durch eine rückwärtige Treppe zu seiner achtzig Stufen hohen Dachkammer emporsteigt, weiß kaum, wie so gar nahe an ihm der Vollgenuß des Lebens seine Stätten aufgeschlagen hat.

Das Gemach, in welchem Baron Nebenbach *) auf einem Sopha ruht, ist gerade so groß, um Alles in sich zu fassen, was in einer Nachmittagsstunde je wünschenswerth sein kann. Die Einrichtung ist von geschmackvoller Pracht, voll weicher Behaglichkeit, voll jener milden Wärme, welche die Wohlhabenheit und Sorglosigkeit

*) Da die hier in Rede stehenden Persönlichkeiten noch leben, so sind auf deren Wunsch ihre wahren Namen in dieser Erzählung durch erfundene ersetzt.

gleichsam aus allen Möbeln strömt. Selbst die Natur, die herbe Winternatur draußen that das ihre, indem sie die äußeren Fenster mit den phantasiereichsten Eisblumen versilberte, so daß das hereinströmende Licht jene Gedämpftheit und Milde gewann, welche den Lesenden so sehr anmuthet.

Baron Rebenbach gehörte nicht allein zu den Reichen, sondern auch zu den Glücklichen. Arm und glücklich, das will viel sagen; reich und glücklich heißt noch mehr. Rebenbach war nicht der Knecht seines Geldes. Er beherrschte es und wußte manchen guten Theil für seine Person umzusetzen in den Genuß der wahrhaften und echten Früchte dieser Welt. Sein Reichthum machte ihn weder nervös, noch blasirt; die werthvollen Gemälde, die seine Salons schmückten, erfreuten ihn wahrhaft; das Theater, die Oper vergnügten ihn thatsächlich; seine reiche und gute Büchersammlung las er wirklich.

So ruhte er auch heute auf dem Sopha, schmauchte eine der allervortrefflichsten Cigarren, die man auf Protektionswegen erhalten kann und las in einem Buche.

Er schmunzelte dabei manchmal und sagte zu sich: „Das ist köstlich!"

Er war in jenem Alter, in welchem der Körper am begehrendsten, der Geist am regsamsten ist; ersterer

ergötzte sich sichtlich an dem feinen Aroma der Havanna, letzterer an dem Inhalte des Buches. Er war ein schöner Mann und bei diesem Doppelgenusse wurde sein Gesicht nur immer noch einnehmender und ausdrucksvoller.

„Köstlich, köstlich!“ sagte er und las.

Ein Lakai trat ein und überreichte dem Herrn auf silbernem Teller mehrere Briefe. So interessant ist keine Lectüre, daß sie nicht vor den Sendungen der Post wenigstens auf einige Augenblicke zurückgesetzt würde. Der Baron schlug die Couverts rasch auseinander und durchflog die Zeilen. Die geschäftliche Correspondenz wurde sogleich bei Seite gelegt, für diese ist eine andere Zeit und ein anderer Ort; unter den Privatbriefen fand sich das Schreiben eines Malers, der sein neuestes Bild anbot. — „Nun, wollen einmal sehen, wenn es gut ist!“ — Billet von einer berühmten Sängerin, Einladung zu einem Whistspielchen. — „Ah, schön!“ — Ein großer Brief ist so fest verklebt, daß das Couvert über und über zerrissen werden muß. — „Ein Bettelbrief, na ja, wer denn? was will er denn? Dieser Käferler wieder! Der alte Miether im fünften Stock. Den Zins kann er nicht zahlen. Ja, lieber Freund, ich glaube, das ist schon das zehnte oder zwölfte Quartal, seitdem Du den Zins nicht zahlen kannst. Na, einmal lassen wir's noch gut sein. — Sonst nichts.“

Er griff wieder zu seinem Buche. „Hans Ferler, das ist ein feiner Geist", sagte er vor sich hin, „nicht bald hat mich ein Buch so mächtig gefesselt, als dieses. Ein Philosoph und Humorist erster Klasse, wahrhaftig!"

Nachdem er wieder eine Weile gelesen hatte, blickte er nun zur der mit Wachholderholz kunstvoll getäfelten Zimmerdecke empor und dachte: Kennt er mich denn wirklich? Wäre es sonst möglich, daß er mich so sehr blosßstelle? Bloßstelle vor mir selbst? Der ganze Menschenkerl, wie er leibt und lebt, ist da drinnen — mit seinem Edelsinn und mit seiner Niederträchtigkeit. Bis auf das verschwommenste Zeug, das Unsereiner gar nicht recht denken kann, das in uns nur so aufdunstet, wie draußen die Märznebel — da hat man's, da stehts klar und deutlich. Der Mensch trägt Ungeheuer in sich herum. Ich getraute mir's in keinem Beichtstuhle zu sagen, was Der mir abgelauert hat und gedruckt vor die Augen aller Welt legt. — Merkwürdig, daß es auf alle paßt, trotz der scheinbaren Subjectivität. Oberst Kault ist eine von mir ganz verschiedene Natur und doch sieht er in diesem Buche seine Innerlichkeit beschrieben, daß ihm bei der Lectüre beinahe unheimlich geworden ist. Baron Sussek, der Allerweltsmensch, will sogar seine Schmetterlingsseele in diesen Blättern gefunden haben, sowie andererseits Professor Roming seine Faustanlage darin abgespiegelt gesehen

haben soll. — Das ist das Werk eines Weisen. Der Verfasser muß ein heller Geist sein und alle Schichten der Gesellschaft und alle Eigenschaften der Menschen in sich durchgelebt haben. Der vornehmen Ruhe nach, welche das Werk athmet, scheint er eine hohe Stellung einzunehmen. Das Buch ist neu und nach einer Notiz in der Vorrede erst im vorigen Jahre geschrieben worden. So etwas wird von den Blättern todtgeschwiegen oder höchstens mit ein paar Zeilen abgethan. Dem Professor, der mich auf dieses Werk aufmerksam machte, verdanke ich Hochgenuß. Es ist etwas Herrliches um ein gutes Buch. Aber diese rücksichtslose Wahrheit könnte einen fast verdrießen, wenn sie nicht mit einem so überaus liebenswürdigen Humor gegeben wäre. Hier wirft er mir vor, was ich für ein selbstsüchtiger Patron als Geschäftsmann bin. Er schreibt: „Du bist ein sehr wohlthätiger Mann, von dem auch Andere viel lernen können. Wenn Du Almosen gibst, so achtest Du darauf, daß es die Leute sehen. Sie müssen ja ein gutes Beispiel haben." Ferner die Ritterlichkeit gegen Damen. Ich bin ja doch Cavalier, alle Welt weiß es — aber nach dem Dafürhalten dieses Hans Ferler kann der feinste Cavalier ein Wicht sein. — Arg ist es, daß sich die Anwürfe dieses Buches nicht abwälzen lassen. Wer kann hier sagen: das geht Den und Den an, aber mich nicht? Die Be-

schreibung der Schwächen und Sünden ist so liebreich, daß man sich — der Teufel hol's — gerne als deren Träger bekennt . . .

Nach solchen Gedanken vertiefte er sich wieder in die Lectüre, bis er plötzlich mit dem Rufe: „Das ist wunderbar!" aufsprang und das Buch auf den Mahagonitisch schleuderte.

„Den Mann muß ich kennen lernen, das ist ein Phänomen!" sprach er und schritt auf den indischen Teppichen hin und her.

Das Buch hatte einen hellgrauen Umschlag und führte den Titel: „Ich kenne Dich! Intime Unterhaltungen von Hans Ferler."

Es blieb nun unberührt auf dem Tisch liegen, theils neben, theils auf den vorhin eröffneten Briefen. Baron Nebenbach trat in ein Nebenzimmer, machte kurze Toilette, warf einen Zobelpelz über die Schultern, brannte eine frische Cigarre an und verließ das Haus.

Er fuhr in seine Buchhandlung und hielt Nachfrage nach dem Verfasser des: „Ich kenne Dich!"

Man konnte ihm keine Auskunft ertheilen; das Werkchen, erst kürzlich erschienen, war in Leipzig verlegt; der Name des Verfassers stand in keinem Nachschlagebuch; die Einleitung, welche dem Buche vorge-

druckt war, bezog sich ganz auf den Inhalt und nicht im Geringsten auf den Verfasser.

„So wird man doch erfahren können, wo der Mann existirt!“

„Allerdings, wenn sich der Herr Baron einige Tage gedulden wollen und wenn nicht ein absichtliches Incognito vorliegt, so werden wir die Adresse Ferler's ja erfahren. Wir schreiben sogleich an die Verlagshandlung in Leipzig.“

Als Baron Rebenbach in sein Palais zurückkehrte, begegnete ihm auf der Marmortreppe der alte Käferler. Arm und mühselig humpelte dieser die Stufen herab; er war verbogen und verwittert, sah aus wie ein Bureaukrat, der Werkelmann geworden ist. Er grüßte höflich und hielt sich an die Wand, als wäre die Stiege nicht weit genug für sechs, geschweige für zwei Personen.

„Wie geht's?“ redete ihn der Baron an und ohne die Frage zu beantworten: „Sie haben wieder einmal kein Geld, Alter?“

„Ich danke, Herr Baron, das macht nichts,“ war die Antwort.

„Wenn's aber mir was machte, mein Lieber?“

„Gott sei Dank, dem Herrn Baron macht es erst recht nichts. Nicht wahr, deßhalb bleibt's doch beim

Alten, da oben? Möchte nimmer gern fort; lassen Sie der alten Hausschwalbe ihr Nest. Schwalben bringen Glück."

„Ist schon gut. Wir wollen sehen. Aber auf der glatten Treppe werden Sie einmal ausrutschen. Ist Ihnen die kleine Wendelstiege nicht bequemer?"

Der Alte stieg so hastig als möglich abwärts. Der Baron gab dem Portier Auftrag, es möge darauf gesehen werden, daß nicht alle Parteien der obersten Stockwerke die Haupttreppe benützten.

Als an demselben Abende der alte Käferler zurückkehrte und der Pförtner auf ihn zutrat, sagte er: „Ersparen Sie sich's, ich weiß schon. Der Herr Baron will in seinem Hause nicht armen, gebrechlichen Leuten begegnen. Ich an seiner Stelle hielte es auch so. Recht gute Nacht." Dann gieng er durch den Hof keuchend der Wendeltreppe zu.

Nach mehreren Tagen kam von der Verlagshandlung in Leipzig der Bescheid, man wisse nicht, ob der Verfasser des: „Ich kenne Dich", der unter einem Pseudonym aufgetreten sei, absichtlich verborgen bleiben wolle; da er aber nicht ausdrücklich zur Nennung seines Namens autorisirt habe, so halte man sich nicht für berechtigt u. s. w.

Dieses Geheimnißvolle erweckte des Barons In=

teresse für das Buch in einem wo möglich noch höheren Grade. Es las jeden Tag darin, er erbaute sich an der tiefen Weisheit, erquickte sich an dem wohlwollenden Humor dieser intimen Unterhaltungen. Oft war ihm zu Muthe, als befinde er sich auf dem Maskenballe und ein Domino flüstere ihm seine eigenen Geheimnisse zu. — Wer steckt dahinter? Ein guter Freund? Er erinnert sich nicht, einem Freunde seine innersten Regungen vertraut zu haben. Eine Dame? Pah, Hans Ferler, das ist der Domino, warum sollte sich hinter diesem Namen nicht eine Dame bergen können? Ein Mann ist überhaupt kaum im Stande, so fein und so tactvoll, so spitzig und so einschmeichelnd, so ernst und so gütig zu plaudern. Plaudern? nein, das ist doch nicht der rechte Ausdruck für diese Schrift. Sie ist so tief gedacht, so organisch aufgebaut, so objectiv und so weltumfassend, daß sie nur der gelehrteste, erfahrenste Weltmann zu schreiben vermag.

Alle seine Bekannten animirte er, das merkwürdige Buch zu lesen und mit ihm nach dem Autor zu forschen. Graf Bargen wollte das Werk sogar von ihm entlehnen, allein der Baron klopfte ihm auf die Achsel: „Nein, lieber Freund, das Buch muß man sich kaufen.“

„Wieso kaufen?“ fragte der Millionär.

„Wenn wir die Adresse des Verfassers wüßten,“

versetzte der Baron, „so sollte er Dir auf unsere Bitte ein Exemplar schenken.“

„Geht mir weg mit euren Büchern!“ sagte der Graf. Er war verletzt.

Eines Tages, als Baron Rebenbach in seinem Comptoir saß, trat der alte Käferler ein.

„Was wünschen Sie, mein Guter?“

„Heute habe ich Geld, Herr Baron,“ sagte der Alte freudestrahlenden Gesichtes.

„Wollen Sie sich zum Cassier bemühen.“

„Ich hätte es gleich gethan, ich wollte mich nur melden, damit Sie, Herr Baron, überzeugt sein möchten, daß ich auch ohne stricte Aufforderung meiner Schuldigkeit nachkomme, wenn —“

Er blieb stecken. Sein Blick hing an dem Umschlag eines Buches, welches auf dem Schreibtisch des reichen Mannes lag und den Titel führte: „Ich kenne Dich!“

Der Baron bemerkte es.

„Sie, lieber Freund“, sagte er, „behalten Sie von dem Wohnungszins zwei Gulden fünfzig Kreuzer zurück, gehen Sie in die nächste Buchhandlung und kaufen Sie sich dieses Buch.“

„Ich kenne es.“

„Ich kenne Dich! betitelt es sich.“

„Ich kenne es.“

„Sie haben es schon gelesen? Ei! Jetzt sagen Sie mir doch, welchen Eindruck es auf Sie, den älteren Mann, gemacht hat?“

„Dieses Werk“, antwortete der Miethling, „gehört zu jenen Büchern, welche viel gelobt und wenig gelesen werden.“

„Ja, ja, hiermit glauben Sie etwas recht Gescheidtes gesagt zu haben und mit der Kritik fertig zu sein. Wissen Sie: für ein solches Buch gehört nicht bloß das Lesen, sondern auch das Verstehen. — Ich bitte nur zum Cassier zu gehen.“

Der alte Mann machte über eine solche Entlassung ein sonderbares Gesicht und stolperte durch mehrere Zimmer, bis zum Cassenwart, wo er, seltsam in sich hineinlächelnd, seinen Quartalzins entrichtete. Der Baron, über die Antwort dieses Mannes etwas pikirt, sah ihm nach und dachte: Nun ja, er las es nicht, eine Antwort forderte ich ihm doch ab und so sprach er wie ein Recensent.

Auf dem Fußboden lag ein Stück Papier, in welches der alte Käferler sein Geld geschlagen gehabt hatte. Der Baron hob es auf; es war beschrieben und enthielt die Zeilen:

„— trotz alledem macht es Dir, mein Freund, vielleicht manchmal Vergnügen, von Deinem Nachbar etwas Ungutes zu hören und weiter zu verbreiten, z. B. ein unlauter Spielchen, oder einen Feiertagsrausch, oder wohl gar eine kleine Luderamelei. Du bist entrüstet darüber, berechnest jedoch insgeheim, wie Du auch Dir das Alles nun erlauben dürftest, ohne deßhalb niedriger zu sein, als Dein Nachbar. Er steht im Debet; du erfreust Dich dagegen des Credits. Darum schmunzelst Du beim Fall des Nachbars so eigen in Dich hinein, mein lieber Bruder Sünder —"

Der Mann scheint denn doch einiges Interesse an dem Buche zu haben, dachte der Baron, diesen Satz hat er daraus abgeschrieben. „He, Herr Käferler!" rief er durch das mehrzellige Comptoir hinaus, „Sie haben hier etwas verstreut!"

„Das Stückchen Papier?" rief der Alte heiser zurück, „ich danke, das brauche ich nicht mehr."

Bei einem der nächsten Diners, die Baron Rebenbach gab, kam das Gespräch wieder auf Ferler's Buch. Man stritt sich über den Verfasser.

„Ferler ist eine spanische Wand, dahinter verbirgt sich Jemand!"

„Ohne Zweifel."

„Ein alter Lebemann, der aus Mangel an Thatkraft weise geworden ist.“

„Nicht doch. Er ist kein Moralprediger. Er trinkt und liebt auch lustig mit, indem er den Leser bloßstellt, weil er sich selbst enthüllt. Es scheint, der Mann macht Experimente mit seinem eigenen Herzblut, der Diagnose bei Anderen wegen.“

„Indeß sagt man,“ bemerkte ein Anderer, „d… Verfasser des: „Ich kenne Dich!“ wäre ein Priester, vielleicht selbst ein kirchlicher Würdenträger.“

„Einzelne Partien des Buches sind zwar ganz göttlich; aber gar viel Frommes finde ich nicht darin.“

„Nur ein Mann, der im Beichtstuhle sitzt und sich von tausenderlei Menschen die geheimsten Regungen, Schwächen und Wünsche in's Ohr flüstern läßt, kann ein solches Buch schreiben.“

„Ist Shakespeare, ist Goethe ein Beichtvater gewesen?“ warf ein Anderer ein. „Große Menschen schöpfen die Welt aus sich selbst und nicht aus Einflüsterungen, auch nicht aus Erfahrungen. In Shakespeare's Geist war alle Welt, vom Köhler bis zum Könige hinauf, vereinigt. War er Bettler? War er Julie? War er Othello? War er Lear? War er Hamlet oder sein Narr? Er war jeder — er war Shakespeare.“

„Und Ferler ist Ferler!“

„Aber wer sonst noch? Wo wohnt er? Was treibt er?“

Die Sache entspann sich bis zu einer Wette. — „Ein Gelehrter!“ die Einen; „ein Priester!“ die Andern; „ein Staatsmann!“ die Dritten.

Man wendete sich nochmals und zwar mit zahlreichen Unterschriften an die Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Diese antwortete umgehend, es freue sie das Interesse, welches man an dem Verfasser des: „Ich kenne Dich!“ zu nehmen beliebe, allein den Namen könne sie noch nicht angeben. Jedoch erlaube sie sich zu bemerken, daß der Autor genannten Buches die nächste Badesaison zu Gleichenberg in Steiermark zubringen werde. Vielleicht wollte man sich die Mühe geben, den Mann zu treffen.

„Gleichenberg? Wo ich in diesem nächsten Sommer meinen alten Freund, den Grafen W., zu besuchen gedenke!“ rief der Baron, „das wird sich ja prächtig fügen.“

So vergingen einige Monate. Solch' literarische Capricen hoher Herren pflegen sonst in den ersten Wochen schon vergessen zu sein. „Ich kenne Dich!“ lag Mitte Mai wirklich auch schon unter einer dünnen

Schichte feinsten Bücherstaubes. Aber die Wette hielt noch vor. Und als Baron Rebenbach nun nach Gleichenberg gieng, seinen alten Freund zu besuchen, fand er in seinem Notizbuche: „Ferler, Verfasser des Ich kenne Dich! Sich nach ihm erkundigen.“ In der Fremdenliste fand sich der Name nicht. Der Baron hielt sich längere Zeit im Kurorte auf; es kamen immer neue Gäste, aber ein Ferler kam nicht. Natürlich wird er hier nicht unter seinem Schriftstellernamen herumwandeln. Dann aber ist es schwer, ihm auf die Spur zu kommen. Der Baron traf manchen Bekannten im Bade, selbst Miether aus seinem Hause auf der Ringstraße waren da. Aber auch mit Fremden gieng er viel um und sprach, wo es Gelegenheit gab, gerne von dem Buche: „Ich kenne Dich!“ Die Allerwenigsten hatten es gelesen; die Meisten kannten es kaum dem Namen nach. Als der Verfasser verrieth sich Keiner.

Der Baron sollte den Kurort verlassen, ohne die Wette entschieden zu haben? Früher wagte er einen Coup. Er veranlaßte bei einem Saalconcerte einen der im Orte gastirenden Schauspieler, Auszüge aus Ferler's Buch vorzulesen und wollte dabei die Mienen der Anwesenden prüfen. Der Verfasser, wenn er wirklich anwesend war, mußte dabei dem Beobachter doch irgendwie auffallen.

Der Baron postirte sich an den Eingang des Saales. Alles strömte hinein, zu hören, was hinter diesem: „Ich kenne Dich!" doch stecken werde. Viele vermutheten, daß jedem Einzelnen wahrgesagt werden würde, so wie Zigeunerinnen dem Fremden aus der Hand Charakter und Schicksal vorlesen.

Nur ein Einziger wand sich, als die Musikstücke verklungen waren, mühsam durch das Gedränge dem Ausgange zu. Käferler, der alte Miether des Barons war's, dem dieser schon früher häufig im Parke begegnet war.

„Wie steht's mit dem Asthma?" redete er den Alten an.

„'s thut sich, 's thut sich. Ich danke."

„Warum bleiben Sie nicht bei der Vorlesung?"

„Weil es ein Elend sein wird. Passen Sie auf, Herr Baron, er wird die Causerieen declamiren. Declamiren, wie ein Gedicht von Lenau, wie den Monolog des Hamlet, vielleicht auch, wie einen Liebhaber aus der Birch-Pfeifer. So etwas mag Gott und das Publikum vertragen, den Autor bringt es um."

Der Alte ging davon. Der Baron sprang ihm nach: „Noch auf ein Wort, Herr Käferler. Was sagten Sie vom Autor? Kennen Sie ihn?"

„Wen?"

„Den Verfasser des „Ich kenne Dich“?“

Der Alte sah den Baron eine Weile an, dann antwortete er: Sollten Sie's nicht wissen? Ich bin doch der Verfasser des Buches. Wir sprachen ja schon davon.“

„Sie wären Ferler? Ferler?“

„Käferler. Sie interessiren sich für das Buch und das freut mich.“

„Ist denn das möglich, Alter?“ schrie der Baron, so daß man am Eingange des Saales ihn zur Ruhe zischte, weil eben der Vortrag begann.

„Was, zum Kukuk, geht mich jetzt der Vortrag an! — Kommen Sie, kommen Sie mit!“ Er zerrte den Alten mit sich weiter, bis zur nächsten Ruhebank im Parke.

„Mein lieber Herr Käferler“, sagte nun der Baron Rebenbach, „ich weiß in diesem Augenblicke nicht, soll ich Sie wirklich für den feinen Kopf halten, oder für einen Narren.“

„Wie Sie wollen,“ antwortete der Alte.

„Sind Sie wirklich der Verfasser des „Ich kenne Dich“?“

„Schriftlich ausweisen kann ich mich momentan nicht.“

Der Baron erhob sich und sagte: „Mann, Sie

sind wunderbar. Wissen Sie, daß wir Ihretwegen die Wette verlieren? Ja, daß Sie mich geradezu lächerlich machen?"

„Wieso, Herr?"

„Daß mich Ihr Buchhändler in Leipzig narrt, daß mich alle Welt narren wird? Von diesem Augenblicke an ist Ihnen in meinem Hause die Dachwohnung gekündet."

„Aber mein Gott, Herr Baron", wendete der Alte ein und erhob sich ebenfalls, „sollten Sie etwa eine Stelle im Buche auf sich beziehen?"

„Alle, fast alle, mein Freund! Ja, Sie kennen mich, Sie kennen Jeden. Und ein solcher Mann wohnt jahrelang in einer Dachkammer!"

„Ich kann nichts dafür."

„Es ist zu toll. Sie haben lange und haben viel zu mir gesprochen, Herr; nun lassen Sie mich einmal reden. Wie stehen Ihre materiellen Verhältnisse?"

„Genau für die Dachkammer."

„Daß Sie den Menschen so tief verstehen! Was müssen Sie Alles miterlebt haben! Was sind Sie nur gewesen?"

„Mensch. Ja wohl, ein Mensch", fuhr der alte Käferler fast schwermüthig fort, „der gesucht, gefunden und wieder verloren hat. Nebenbei eine Weile Student,

hernach vierzig Jahre lang ein kleiner Staatsbeamter. Seit drei Jahren in Pension."

„Nein, nein, Verehrter, das, im Buche, sind nicht die Gedanken eines kleinen Staatsbeamten."

„Man kann ihm das Sprechen wehren, aber nicht das Denken. Was mir mündlich zu sagen nicht anstand, habe ich zu Papier gebracht und im Ruhestande habe ich ein Buch daraus gemacht."

„Sie sind von Ihrem Verleger doch entsprechend gut gestellt?"

„O ja. Er hat für die Druckkosten keinen andern Ersatz verlangt, als daß ich ihm für den Absatz von hundert Exemplaren des Buches garantirte."

Nun schwieg der Baron.

„Herr Ferler", fragte er nach einer Pause, „wo wohnen Sie hier?"

„Dort im Häuschen bei den Gärtnerleuten."

„Gut. — Sie kennen mich. Sie haben das in Ihrem Buche behauptet und bewiesen. Was glauben Sie, daß ich jetzt thun werde?"

„Ich vermuthe, daß Sie mich zum Abendessen werden einladen wollen."

Baron Rebenbach lachte auf. „Nun ist mir wieder behaglich. Mir war schon verteufelt unheimlich neben Ihnen. Es ist unangenehm, von einem Fremden wie

ein Glaskästchen durchschaut zu werden. Ich freue mich, zu gewahren, daß Sie mich doch nicht kennen, wenigstens nicht ganz." Er reichte dem Alten die Hand: „Leben Sie wohl!"

Dann gieng er seiner Wege.

Am andern Tage sprach man überall von dem Buche, aus welchem Abends zuvor der Schauspieler ein paar so treffliche Capitel vorgelesen hatte. Einer erkundigte sich bei dem Andern, wo man dieses: „Ich kenne Dich!" doch geborgt haben könne. Keiner hatte es. Daß es auf dieser Welt auch Buchhandlungen gibt, wo man die ausgezeichnetsten Bücher um billiges Geld zu kaufen kriegt, das fiel natürlich Niemandem ein.

Baron Rebenbach war an diesem Tage etwas sehr beschäftigt, ließ auch den Telegraphen spielen, was man bei einem solchen Herrn wohl gewohnt sein mag.

Der alte Käferler kehrte sich nicht viel an den Enthusiasmus der Leute. Er kannte das. 's ist Mode für einen Tag. Sie blickten ihm nach: „Das ist der Verfasser." Heute hätte er Lorbeeren haben können, so viel sein graues Haar zu tragen im Stande gewesen wäre. Er fühlte sich dafür schon zu alt. Wer ihm lieber die Athmungsbeschwerden nehmen wollte, welche er

sich jeden Winter hoch oben in der frostigen Dachkammer in den Leib zog!

Am übernächsten Tage brachte der Diener des Barons Rebenbach ein Packetchen für den Alten in's Gärtnerhaus. Als es Käferler öffnete, fand er sein Buch: „Ich kenne Dich!" Ueber den grauen Umschlag lag eine Visitkarte folgenden Inhaltes:

„Habe Ihr Ich-kenne-Dich gelesen. Nachdem ich mittlerweile Ihre Bekanntschaft gemacht, überschicke ich Ihnen das Buch und empfehle Ihnen dessen Studium vom ersten bis zum letzten Blatte. Es wird Ihnen gut bekommen. Baron L. Rebenbach."

„Was soll das?" fragte sich der alte Pensionist. Er hob den Umschlag — „Wie? Eine Hundertguldennote? — Noch eine? — Eine dritte?"

Fing in solchem Buche an zu blättern; keine Zeile Text; lauter Illustrationen; jedes Blatt war eine nagelneue Hundertguldennote. Der Stücke einhundertzehn, genau so viel, als sein Buch Blätter zählte.

Und zum Schlusse, als Epilog des kostbaren Werkes lag ein Brief, der also lautete:

„Lieber, geehrter Herr Ferler!

Verzeihen Sie doch diesen Scherz, welchen ich mir erlaubte, um den hier nachfolgenden Ernst plausibler zu machen. Sie sind Poet und Philosoph zugleich;

jedoch wer der Welt ein Werk schenkt, wie Sie es gethan haben, der hat nicht das Recht, zu darben. Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich es profanen Sinnes versuche, ihr Buch mit Banknoten aufzuwiegen. Wir reichen Leute sind zu arm, um eine solche Geistesthat besser lohnen zu können. Und selbst an dieses unzulängliche Entgelt knüpfe ich noch eine große Bitte. Sie kennen mich. Hielten Sie mich für werth, mein Freund zu sein? Ich sehne mich nach geistigem Verkehr mit einem weisen Manne. Bleiben Sie in meinem Hause, und suchen Sie in demselben zu vergessen, was Sie in ihm an Entbehrung und unwürdiger Behandlung gelitten haben mögen. Sie werden bei mir frei sein, wie im eigenen Hause. Wenn ich heute Mittags erscheine, um Sie zu holen, kommen Sie mit Ihrem

L. Rebenbach."

— — — — — — — — — — —

Und als der Baron um die Mittagsstunde im Gärtnerhause erschien, trat ihm der alte Mann entgegen und drückte ihm die Hand. Er sagte kein Wort, sein Auge war feucht.

Nach Tagen, als sie nach Wien in's Palais zurückgekehrt waren, sprach er zum Baron: „Das ist das erste Dementi auf mein Buch. Dich habe ich nicht gekannt. Ich hielt Dich, wie alle Anderen Deines

Gleichen. Meine Klugheit ist dort zu Ende, wo Dein Edelmuth beginnt."

„Laß' das, lieber Freund, ich lernte viel aus Deinem Buche."

„Und ich aus dem Deinen", versetzte der Alte und legte seine Hand auf den Banknotenband. „Jetzt erst kann ich sagen: Ich kenne Dich!"

Sie spielen um ein Herz.

Im Korne lagen zwei junge Männer; die vollen, reifen Aehren hingen ihnen nieder auf das wildumlockte Gesicht. Der Eine hatte Mähnen, die nicht viel dunkler waren, als die Aehren; der Andere hatte braunes Haar und an den Backen etwas schwarzen Bartflaum. Es waren Studenten, Jugendfreunde, auf Vacanzen, die, von dem dicken Gutsbesitzer Reichthal zu Gaste geladen, nun dessen Getreide zerwälzten.

Sie lagen nahe beisammen; nur wenige Halme standen zwischen ihnen empor. Keiner sprach heute ein Wort. Der Goldlockige entblätterte eine Mohnblume, bis er auf dem Stiel die nackte Kapsel hatte; der Dunkle zerdrückte eine Kornähre und kaute an den Körnern.

„Guido," sagte dieser Letztere nun plötzlich, „ich werde Dir was mittheilen."

„Just habe ich auch den Mund aufthun wollen," antwortete der Andere.

„Wohlan, so sprich."

„Du hast den Anfang gemacht, so sprich Du zuerst, Adalbert.“

„Nein, bitte! Ich werde später vielleicht lang zu reden haben.“

„Meine Sache läßt sich auch nicht mit zwei Worten abmachen,“ versetzte Guido.

„Merkwürdig!“ sagte Adalbert, „jetzt sind wir seit Wochen beisammen und schwätzen uns so gründlich aus, daß man meint, nicht ein Stäubchen Heimlichkeit wäre zwischen uns mehr vorhanden — und nun plötzlich gegenseitig wichtige Mittheilungen!“

„Ich finde es auch merkwürdig.“

„Hier in der Hand halte ich zwei Halme, der eine hat eine Aehre, der andere nicht. Ziehst du die Aehre, so sollst Du zuerst sprechen — anders kommt man bei so rücksichtsvollen Freunden zu keiner Entscheidung.“

Die letzten Worte waren fröhlichen Tones gesprochen worden. Guido zog den Halm mit der Aehre.

„Nun?“ sagte Adalbert.

„Ich bin verliebt,“ sagte Guido.

„Ich ja ebenfalls!“ rief der Andere.

„Aber ernstlich, wirklich, diesmal entschieden; mit aller Leidenschaft, wie noch nie, und mit Absichten!“

„Freund, das ist ganz mein Fall,“ versetzte Adalbert ernsthaft.

„Und ich möchte Dich daher um einen Freundschaftsdienst bitten, den Du mir, wie ich Dich kenne, gewiß nicht abschlagen wirst. Es handelt sich hier um keine Tändelei, wie sonst oft, wenn wir einem hübschen Kinde den Hof machten. Ich will Dich bitten, Adalbert," und die folgenden Worte sprach er mit flehender Stimme, „daß Du dem Fräulein Ada keine Kirschen mehr pflückest."

Adalbert erhob sich halb und sagte: „Wie meinst Du das?"

„Ich will damit sagen, daß es mir lieb wäre, wenn Du dem Fräulein Ada von nun an etwas mehr fern bliebest als bisher."

„Ich? Oh ganz im Gegentheil. Ich muß Dich ersuchen, lieber Freund, daß Du von jetzt an die Erdbeerspenden einstellst, womit Du bisher Ada zu beglücken glaubtest. Ich werde mich noch heute dem Fräulein erklären, und das ist es, was ich Dir sagen wollte."

„Du willst mit ihr spielen, wie Du mit manch Anderer gespielt hast?"

„Guido," sagte Adalbert, „derlei Bemerkungen muß ich mir verbitten. Ich habe die ernstesten Absichten auf Fräulein Settenbach!"

„Vielleicht sind die meinigen mindestens so ernst,"

bemerkte der Blonde, „auch will ich Dich versichern, daß Ada sich für mich interessirt.“

Der Andere lachte auf. Dann langte er nach seinem Hute, an dem ein Nelkensträußchen prangte: „Das hat sie mir erst heute Morgens, als ich mit ihr im Garten promenirte, gespendet.“

„Weil Du ihr es wirst abgeschwätzt haben,“ sagte Guido und zog sein Notizbuch aus der Tasche. Zwischen zwei schneeweißen Blättern lag eine gepreßte, aber noch nicht verblaßte Rose; „die gab sie mir.“

„Ha, wie welk!“

„Weil ich sie schon länger besitze, als Du Deine Pechnelke, die Du Dir doch wahrscheinlich selbst irgendwo abgerissen hast.“

Der Dunkle wollte eine zornige Entgegnung thun, da wurden sie eine Frauengestalt gewahr, die dem Feldraine entlang herankam.

„Sie ist es,“ flüsterte Adalbert, „ich werde sie begleiten.“

„Und ich sie fragen, welchen von Beiden sie will!“

„Das wäre toll. Sie würde uns beide auslachen und davonlaufen.“

„Du hast Recht. Sie darf es auch nicht sehen, daß wir hier im Korne nisten, wie ein paar brütende

Feldhühner. Wir müssen uns ganz auf den Boden legen und still verhalten, bis sie vorüber ist."

Sie duckten sich tiefer unter die Halme, aber so, daß sie die Vorüberziehende noch sehen und beobachten konnten.

Ada war die einzige Tochter des Kaufmanns Settenbach, sie hatte mit ihrer Mutter für die Sommermonate eine Wohnung im schöngelegenen Schlosse Reichthal inne. Unter einem Dache mit dem heiteren dicken Besitzer des Landgutes und mit den zwei lustigen Studenten, die seit einigen Wochen beim Alten zu Gaste waren.

Ada war noch in jener Zeit, in welcher die Mädchen sich gerne älter ansagen, als sie sind. Sie war kaum siebzehn. Aber groß und schlank und schön — heiter wie eine Lerche zu Sonnenaufgang, und dann wieder ernst wie ein Nachtwächter zur mitternächtigen Stunde. Sie trug — als sie heute am Rande des Kornackers so herankam — ein weißes Kleidchen, das so leicht und zart schien, wie die Blüthenblätter eines Schlehdornes, an dem sie dort unten vorübergekommen war. Mancher Schmetterling und manches Bienlein, von denen, die sie umgaukelten, mochte sie wirklich für eine wandelnde Blume halten, ihre Wänglein und Lippen waren auch so roth und frisch, und ihre Augen, die unter dem lichten Strohhütchen hervorlugten,

hätte man leicht für zwei große schattige Thautropfen halten mögen. Sie trillerte ein Liedchen, das aber die zwei Burschen im Kornstroh nicht verstanden, so scharf sie die Ohren auch spitzen mochten. Sie bückte sich ein ums anderemal und pflückte Blümchen weiß, blau und roth, wie sie eben an ihrem Wege standen.

„Das wird ein Strauß für mich," flüsterte der Dunkle.

„Oh, sie nimmt nur meine Lieblingsblumen, siehst Du, das Frauenschühlein, den Ehrenpreis, die Kornblume."

„Das sind meine Farben," versetzte Adalbert.

„Seit wann das? Erst gestern hast Du den gelben Frauenschuh die Farbe des Neides geheißen."

„Pst! sie naht."

Kaum drei Schritte von den Füßen der beiden Jünglinge pflückte sie eine flammenfarbige Blume des wilden Mohns. Jedem zuckte es heiß in den Zehen, als sie den Stengel abriß. Aber sie ging trillernd vorüber und hatte die Studenten nicht bemerkt.

Sie ging über die frischgemähte Wiese hin, auf welcher das duftreiche Heu lag, und ging den Alleebäumen des Schloßparkes zu, zwischen denen ihr Kleidchen noch eine Weile leuchtete und dann verschwand.

„Ein Engel!“ sagte nun Adalbert, „Ach, wenn der erst meine Frau sein wird!“

„Guter,“ entgegnete Guido und erhob sich, daß sein Kopf über das Korn emporragte, „wenn Du glaubst, mich ungestraft necken zu können, so täuschest Du Dich.“

„Und ich sage Dir dasselbe. Hast Du jemals gesehen, daß ich die rechte Hand an mein Herz gelegt hätte? Jetzt aber thue ich es und schwöre Dir, daß ich Ada liebe.“

Guido schwieg und wand gedankenvoll einen Buschen Halme um seine Finger.

„Du hast keine Ahnung, Adalbert, wie mir das schrecklich ist,“ sagte er. „Wie hätte man meinen können, daß auch Du die Sache so ernsthaft nimmst!“

„Warum nicht? Soll ich denn nicht lieben, nicht freien? Und dabei habe ich keinen Freund — mußt Du wissen! Da kenne ich keine Rücksicht und in der Eifersucht bin ich Alles im Stande. Ich werde nicht von Ada lassen.“

„Ich auch nicht,“ sagte Guido finster. —

Nach einer Weile, als sich auch der Dunkle erhoben hatte und beide aus dem Korn getreten waren, sprach Jener das Wort: „Wenn es so steht, so wird es kein anderes Mittel geben. Wir müssen uns auseinanderschießen.“

„Ein Duell! — Einen solchen Vorschlag hast

Du heute, Du junger Doctor der Rechte, der Du mir erst vor drei Tagen den krassen Unsinn und die Rechtlosigkeit des Duells auseinandergesetzt und es als ein alle Cultur schändendes Ueberbleibsel aus dem wilden Mittelalter erklärt hast, das zu bekämpfen und zu besiegen Du als die Hauptaufgabe Deines Lebens erachtetest! — Du bist ein Heuchler!"

„Und Du eine Memme! — Oh, oh, oh, das ist nicht so ernst gemeint. Siehst Du, wie fest Du stehst? Ein einziges Wort könnte Dich hinreißen zu einem Acte, den Du an mir und allen Anderen so wüthend verdammen würdest. — Nein Guido", fuhr Adalbert fort, „mit blinder Leidenschaft kommen wir nicht an's Ziel, weder Du, noch ich. Wir müssen vernünftig handeln. Du stehst freiwillig nicht ab von dem Mädchen, ich auch nicht. Beide können wir es nicht haben. Einer von uns muß aus dem Wege."

„— Daß so unsere Freundschaft enden muß!" seufzte Guido.

„Warum denn enden?" fragte der Dunkle, „wir haben uns einmal gefunden und dürften uns für's Leben noch öfter brauchen. Es gilt nur einen Kampf. Haben wir uns nicht oft gegenseitig im Kartenspiel, beim Schachbrett, auf der Kegelbahn, auf der Schußscheibe bekämpft? Hatte der Eine gesiegt, so war der

Andere stets unterlegen. Kam deßhalb die Freundschaft zu kurz?"

„Ich begreife nicht, wie Du solche Lapalien in unseren gegenwärtigen Fall hereinzerren kannst", versetzte Guido.

„Du willst Professor der Philosophie werden", sagte Adalbert, „da ist Logik nun die Hauptsache. Wenn man mit Karten und Kugel um einen kleinen Preis spielen kann, so —"

„Wohl, man kann um Geld spielen."

„Gewiß."

„Auch um Haus und Hof, um Städte und Länder."

„Selbstverständlich."

„Um Ehre und Leben!"

„Um Ehre und Leben."

„Auch — um ein Herz?"

„Auch um ein Herz", antwortete der Dunkle gelassen.

Sie schritten trotzig nebeneinander hin.

„Mit Karten um ein Mädchen spielen, pfui!" rief Guido nun aus.

„Es müssen ja nicht gerade Karten sein", gab Adalbert, der eine merkwürdige Kaltblütigkeit zu Tage legte, zur Antwort. „Eine Kegelpartie?"

„Ah, weil Du weißt, daß ich darin keine sichere

Hand habe. Gut, damit Du siehst, daß ich auch in der Liebe der Ueberlegung fähig bin: spielen wir. Der Verlierende hat Reichthal auf der Stelle zu verlassen, der Andere bleibe."

„Einverstanden."

„Aber Schach."

„Oho!" rief Adalbert, „Dir ist bekannt, daß ich auf dem Schachbrett niemals Glück gehabt habe."

Guido blieb stehen und sagte: „Mir fällt was Besseres ein. Siehst Du dort am Bahnhofe links die vier Pappeln stehen?"

„Du meinst, dort ist die Schießstatt?"

„Es steht seit gestern die Herthascheibe noch. Dort schießen wir um den Preis."

„Nun endlich", sagte Adalbert, „also, wir schießen uns auseinander. Wir schießen so ziemlich gleich gut, oder, wie Herr von Reichthal sagt, gleich schlecht. Zwei Schüsse; wer zunächst dem Centrum ist, dem gehöre das Feld."

„Und der Andere fahre mit dem nächsten Zuge auf Nimmerwiederkehr davon."

„Brauchen wir einen Sekundanten?"

„Nein."

„Also komm'. Unsere Gewehre stehen noch im Schützenhäuschen."

„Sachte! Heute kann es nicht mehr geschehen; wir müssen die Koffer packen und die Abreise unauffällig machen. Morgen früh acht Uhr siebenundzwanzig Minuten geht der Courierzug nach Wien ab. Punkt acht Uhr sind wir auf der Schießstatt."

„Abgemacht."

„Was gedenkst Du heute noch zu beginnen?" fragte Guido.

„Das ist meine Sache", antwortete der Andere kurz.

„Auch die meinige", sagte der Blonde. „Meines Wissens ist eine Kahnfahrt auf dem Teich mit der Familie Settenbach verabredet."

„Nun, also — wozu fragen nach einer Sache, die man weiß?"

„Hörst Du, mein Lieber, aus der gemeinsamen Kahnfahrt darf nichts werden. Das gehört zur Sache. Wer sie verliert, soll sie gar nicht wieder sprechen; der Andere mag noch genug mit ihr kahnfahren."

„Ich lasse mir vor der Entscheidung nichts verbieten."

„Wieder zu hitzig! Das Verbot fällt doch auch auf mich. Willst Du Doctor jus werden, so ist Rechtssinn die Hauptsache."

„Du hast recht. Ich werde heute weder in ihrer,

noch in Deiner Gesellschaft sein. Von Dir verlange ich dasselbe."

Mit flüchtigem Gruße gingen sie auseinander.

Jeder von den Beiden war aufgeregter, als er es zeigen wollte. Das Mädchen war vielleicht verloren, der Freund auf jeden Fall.

Adalbert schritt dem Schlosse zu, das hinter einem dichten Buchenwäldchen hervorragte.

Im Buchenwäldchen auf einer Lehnbank sah er Ada sitzen und aus einem Büchlein lesen. Er hätte vorüberschleichen können, ohne bemerkt zu werden; er stand auch einen Augenblick unschlüssig, ob er es thun sollte oder nicht. Endlich eilte er hastig auf das Mädchen zu und grüßte es mit einer hohen Schwenkung des Hutes, und zwar so auffallend, daß sie das Sträußchen erblicken mußte, welches sie ihm am Morgen gebunden hatte.

„Ei", lachte das Mädchen, „Herr Saltegg, wo haben Sie denn heute Ihre Hälfte gelassen?"

„Sollte ich mir nicht einbilden dürfen, mein Fräulein, daß Sie mich auch ohne meinen Collegen für ganz hielten?"

„Darüber habe ich wirklich noch keine Betrachtungen angestellt", entgegnete Ada schalkhaft, „ich las nur einmal, daß die siamesischen Brüder bis zum Tode zu-

sammengewachsen verblieben, weil es die berühmtesten Aerzte nicht wagten, sie zu trennen."

„Da lasen Sie wohl auch, daß die siamesischen Brüder verheiratet gewesen seien — aber jeder mit einer andern Frau."

„Natürlich."

„Sehen Sie, Fräulein Ada, wären Beide in Eine verliebt gewesen, so hätten sie sich ohne alle Secirmesser berühmter Aerzte selbst auseinandergerissen."

„Und sollte Aehnliches auch bei unseren zwei Herren der Fall sein?" bemerkte das neckische Mädchen und ließ die Blätter ihres Buches spielen.

„Und wenn es der Fall wäre, Ada?"

Sie blickte ihn von der Seite an — mit einem merkwürdig scheuen Blick.

„Ach, laden Sie mich doch ein, daß ich mich zu Ihnen auf die Bank setze!"

„Ich bitte", sagte Ada gedämpft, rückte hastig an den Rand hinaus und bauschte ihr Kleidchen zusammen, mehr als es nöthig war.

„Wie Sie ja andeuteten, mein Fräulein, daß ich stets in Gesellschaft des Herrn Stolling gewesen sei, so mögen Sie sich denken, daß ich Einsamkeit nicht gewohnt bin."

„Daß Sie ihren Freund aber dann verlassen haben, Herr Saltegg?" versetzte das Mädchen.

„Das ist, weil —“ er besann sich etwas und fuhr fort, „weil jeder junge Mann endlich zur Einsicht kommt, daß ein guter Freund für die Länge nicht die richtige Gesellschaft sein kann?“

„Warum denn nicht?“ fragte sie und beugte ihr Gesichtchen über das Buch, in dem sie blätternd etwas zu suchen schien.

„Warum? Weil der gute Freund plötzlich treulos wird und ein Mädchen nimmt.“

„Ja, da muß der Andere eben auch ein Mädchen nehmen“, lachte Ada auf.

„Das meine ich ja eben!“ rief Adalbert entzückt und wollte ihre Hand fassen. — Das Mundstück eines sehr langen Pfeifenrohres tippte ihm auf die Finger. Hinter der Bank stand der dicke Herr Reichthal mit seinem gelblich-weißen Vollbart, seinem rothen Gesicht und seinen grauen, weißbuschigen Aeuglein. Der ganze Kopf stak in der Brust herunten, die breiten Achseln gingen ihm bis zu den Ohren hinauf, über denen ein silbergesticktes Hauskäppchen saß. Der ganze Herr war in einem braunen Schlafrock, der durch eine rothe Schnur um den umfangreichen Leib zusammengehalten wurde. Jetzt, da er mit seinem Pfeifenrohre ein sicherlich holdes Gespräch gestört hatte, kicherte er lebhaft und sein Kopf schien sich dabei

noch immer tiefer in den Brustkorb einbohren zu wollen.

„Daß doch der —!“ rief er nun, aber seine Stimme war völlig tonlos und einem Röcheln ähnlicher, als einem lustigen Ausrufe, der's wohl sein sollte.

Die jungen Leute erhoben sich und grüßten ihn.

„Endlich weiß man's,“ gurgelte Herr von Reichthal, „wo man die jungen Herren zu suchen hat, wenn man mal 'n Spielchen machen will. — Glaub's gern! Ein alter Knasterbart und ein jung, bildschön Fräulein, das ist 'n Unterschied. — Nu — laßt Euch nicht stören“, setzte er lächelnd bei, „hab' nichts gehört und nichts gesehen. Man ist auch mal jung gewesen, sogar sehr jung. — Na, behüt' Sie Gott!“

Aber Adalbert und Ada sahen ein, sie konnten nun nicht mehr bleiben im Schatten des Buchenwaldes. Ada empfahl sich flüchtig und eilte, um ihre Mama zu suchen; der Studiosus ging mit dem alten Herrn in den Hof, wo Letzterer sein Hundearsenal hatte, vom keifenden Mops bis zum zottigen Neufundländer — seine Wacht und Waffen in den öden Spätherbst- und Wintertagen, wenn das Schloß einsam und die heiteren Sommerparteien und Studenten wieder in die Stadt gezogen waren und den alten Herrn bei der halbtauben Haushälterin allein zurückgelassen hatten.

Der Herr von Reichthal war, wie er ja selbst sagte, einmal sehr jung gewesen und demzufolge ein Freund der Jugend geblieben. War lange ein bemoostes Haupt gewesen, dann Soldat geworden, hatte es bis zum Major gebracht und sich dann pensioniren lassen, um auf seinem Landgute gemächlich für sich hinzuleben, und wohlbeleibt zu werden. In früheren Jahren waren die Forellen, Hasen und Rebhühner verfolgt worden, jetzt ließ der behaglich gewordene Herr das Vergnügen Jüngeren über. Verwandte hatte er keine. Zu den Ferialzeiten hatte er immer ein paar Studenten bei sich, die mit ihm karteten, kegelten, Pulver verpufften, Hunde dressirten, Knaster rauchten und Anderes trieben, was ihren fröhlichen Seelen und gelenkigen Leibern eben angenehm war.

„Morgen wird wieder ein prächtiger Tag sein zum Kosen,“ sagte Herr von Reichthal unterwegs zu Adalbert, „meinen Sie nicht?“

„Dazu ist mir jeder Tag und jedes Wetter gut genug.“

„Wenn's nicht zu feucht ist im Park“, bemerkte der Alte blinzelnd, „ich dächte denn, wir sollten die schönen Tage vorderhand für was Anderes benützen. Eine Spritzfahrt morgen in's Schlehenthal zum Försterhaus! Was sagen Sie dazu?“

„Auf morgen kann ich gar nichts bestimmen“, antwortete der Studiosus.

„Der Förster hat vor etlichen Tagen eine frische Weinladung erhalten.“

„Aha!“

„Der Förster soll Euch auf Hochwild führen. Ihr Herr Collega ist gewiß mit einverstanden.“

„Das weiß ich nicht.“

„Der Förster besitzt auch zwei hübsche Töchter!“

„Zwei!“

„Vielleicht —“ und Herr von Reichthal drehte seine Aeuglein gegen Adalbert, „wären auch Frau und Fräulein Settenbach von der Partie?“

„Rund gesagt,“ versetzte Adalbert, „ich traue dem Wetter nicht; es zog heute Mittags der Südwind.“

„Wir wollen es ja noch sehen. He, Sultan! Mohr! Hopp, huff!“

Sie waren im Hofe.

Fräulein Ada ging durch den Park, ging über den Anger gegen den Teich hin und fand die Mutter nicht.

An der Lehne, im Schatten eines alten Ahorns lag ein Mann, er schien zu schlafen oder unverwandt in die stahlblaue Fläche des Wassers zu schauen. Als

er das Mädchen gewahrte, erhob er sich und ging zwischen Ahorn- und Birkenstämmen hinweg. Es war Guido Stolling.

— Weßhalb flieht er vor mir, dachte das Mädchen, war er doch sonst so lieb, so herzlich? — Sollte ich ihn irgendwie gekränkt haben? ich wüßte nicht. Jedenfalls verdient sein unschicklich Benehmen, daß man ihn verfolgt. — Und sie eilte ihm nach und rief ihm ein strenges Halt zu.

Guido blieb stehen, that, als ob er das Fräulein jetzt erst bemerkte und trat ihr nun einige Schritte entgegen.

„Sollte man's doch glauben!“ rief sie ihm zu, „daß Sie selbst Ihrem Freunde untreu geworden sind?“

„Selbst meinem Freunde?“ entgegnete er befremdet, „wer hat denn das gesagt?“

„Vor einer Viertelstunde Ihr Herr College.“

„So,“ sagte er. Und im Stillen: Schnurgerade ist er nach dem gegebenen Worte, heute nicht mit ihr zu verkehren, gegangen, um das Wort zu brechen. Gut, so muß ich es auch nicht halten.

Er nahm sie an der Hand und blickte ihr in's Auge.

„Wenn Sie mich so scharf ansehen, so —“ mit

diesen Worten rückte sie ihr Strohhütchen über die Augen herab.

Da sah er ihre Lippen an. Sie aber lugte durch das dünne Geflechte der Krempe in sein Angesicht, in sein schönes, männliches Auge, das heute fast ernst und betrübt war. Aber er gefiel ihr so. Immer lustig und keck sein, steht nur den Wildlingen gut. Wer jedoch ein echter junger Mann, der zum Philosophen geboren ist, der dem Freunde untreu wird und ein Mädchen nehmen will, der muß ernsthaft sein und ein bischen schwärmen können. Wie schlank und frei er dastand mit seinem dichten, weichen Gelocke, das unter dem schlichten Hute hervorquoll! Weste und Hemd waren zwar etwas locker, so daß ein Streifchen schneeweißer Brust hervorschimmerte.

„Sie haben ja Ihr Halstuch verloren," sagte sie, „da müssen Sie sich besser einhüllen, Herr Stolling, wenn wir auf den Teich gehen."

„Wir müssen doch warten, bis auch die Anderen kommen," wendete er ein.

„Ja, damit wir gar nicht fahren können. Der große Kahn ist gestern schadhaft geworden; wir, ich und Mama — ich fahre mein lebelang nicht mehr ohne Mann — sind an einen Stein angefahren und hätten bald Schiffbruch gelitten. Heute ist nur der

Seelentränker da und auf demselben hat entweder bloß der alte Herr Platz oder zwei leichte Personen, heißt das, die nicht viel Gewicht haben."

Ein Erröthen zeigte an, daß sie die Doppelsinnigkeit ihres Ausdruckes bemerkt hatte, und sie bückte sich rasch, um nachzusehen, ob nicht Erdbeeren da wären.

Guido hatte recht bald ein Sträußchen zur Hand. Sie nahm es und sagte: „Die wollen wir auf dem Wasser miteinander essen."

Sie ahnte nicht, daß der junge Mann in sich einen schweren Kampf auszufechten hatte. — Adalbert, so sann er, hat sein Wort gebrochen, so ist auch das meine gelöst. Wie? Wer hat es denn gelöst? Ist ein Anderer Herr meines Wortes? Weil ein Anderer pflichtvergessen ist, darf deßhalb ich es auch sein? Darf Einer, der kein echter Mann ist, sein Auge zu diesem herrlichen Mädchen aufschlagen? Und ist das ein echter Mann, der sein Wort bricht? — Aber, er könnte ihr heute das Geständniß machen, sich ihrer Liebe versichern und so das ganze, eigentlich gewissenlose Spiel, das geplant ist, überflüssig machen. — Und dann kann morgen Saltegg vor ihn hintreten und ihm in ihrer Gegenwart vielleicht einen „Schuft!" in's Gesicht schleudern. Nein. Ehrlich will er sein, die Liebe wird seine Hand segnen, wenn die Kugel zur Scheibe fliegt, und er hat sich den

Nebenbuhler aus dem Felde geschossen, der anderswie sobald nicht beseitigt werden könnte. — Aus derlei bunten Gedanken ging die Bitte hervor, die Kahnfahrt auf morgen zu verschieben und in jedem Falle seiner, Guido's, dabei freundlich zu gedenken.

Sie entgegnete mit Schalkheit, sie denke nur immer an den, der ihr einfiele und demnach wäre es wohl an ihm und seiner Begleitung auf dem Teiche, sich in gutem Andenken zu bewahren.

„Und an abwesende Freunde dächten Sie nicht?"

„Wenn sie mir einfallen, o ja. Aber wenn man lustig auf dem Kahn fährt, da fällt Einem schon gar Keiner ein, der nicht da ist."

„Da möchte ich nicht der Freund sein, der von Ihnen fort müßte", sagte Guido mit einem leisen Seufzer.

„Der müssen Sie auch nicht sein, Herr Stolling, und ich habe überhaupt noch gar nie daran gedacht, daß Sie je fortgehen sollten."

Vom Schlosse her klang es: „Ada!"

„Mama ruft," sagte das Mädchen, „sie ist schon wieder besorgt; aber ich bin ganz ruhig, mir ist ja nichts geschehen."

Guido blickte sie schwermüthig an, dann hob er mit beiden Händen ihre Rechte, küßte sie heftig und

sagte: „Ada, leben Sie wohl!“ Ging davon und sah nicht mehr um.

Ada blickte ihm lange nach. Jetzt hat sie das Erdbeersträußchen noch in der Hand, und sie wollte ihn doch daran mitgenießen lassen.

Die Mutter, eine gesetzte, aber noch recht behendige Frau, kam ihr entgegen. „Liebes Kind,“ sagte sie, „Du bist ja eine wahre Naturschwärmerin geworden, ich vermisse Dich von Tag zu Tag länger. Hast schon wieder Erdbeeren?“

„Ja, Mama, für Dich.“

„Für mich?“ entgegnete die Frau gedehnt. „Nun, diesmal will ich sie auf Treu' und Glauben nehmen!“ Sie sah das Mädchen etwas strenge an. Dieses wurde roth, und Frau Settenbach schüttelte das Haupt, daß die blauen Haubenbänder rauschten.

Als Guido Abends durch das Hofthor schritt, ging Adalbert an ihm vorüber. Sie warfen sich gegenseitig einen finsteren Blick zu und schwiegen. Jeder schalt den Andern in Gedanken einen Wortbrüchigen. Auch Adalbert war nicht im Zweifel darüber, daß der College ihr „zufällig“ begegnet sein wird.

„Nu, Junge,“ röchelte Herr von Reichthal dem nahenden Guido zu und blies reichliche Wolken aus

seiner langen Pfeife. „Rüsten Sie sich, morgen wird in's Schlehenthal gefahren, zum Försterhaus.“

Guido blickte zum Himmel, drehte sich im Kreise und entgegnete: „Das Wetter wird nicht halten.“

„Das Wetter? 's ist ja der schönste Abend.“

„Es ging zu Mittag der Nordwind,“ sagte Guido zerstreut.

„Was ging?“ pustete der Alte, „der Nordwind? Ihr seid mir rechte alte Weiber, bei meiner Seel'! der Eine will schlecht Wetter haben, weil der Südwind strich und der Andere, weil der Nordwind zog. Wisset, daß ich der alten blechernen Wetterfahne in der Sach' mehr glaube, als zweien hochgelahrten Musensöhnen. Und die Fahne zeigt den West. Da fällt in drei Wochen nicht für einen durstigen Gimpel Wasser.“

„Nein, Herr von Reichthal, ich meine nur, weil wir vor zwei oder drei Tagen kaum von der Partie zurück sein dürften.“

„Versteht sich, werden wir uns Zeit lassen.“

„Und es möglich ist, daß ich oder mein College plötzlich abreisen müssen.“

„Was soll denn los sein?“

„Da von mir eine Tante schwer krank ist —“

„Haben Sie also doch Verwandte, indeß Sie mir erzählten, daß —“

„Heißt das, Salteggs Tante, die mir immer wie eine Mutter entgegengekommen ist.“

„Na, so, so, das ist was Anders. Schön von Euch, daß Ihr der alten Frau gedenkt. Hoffen wir, daß sie bald wieder hergestellt ist und Ihr beide in Eurer Erholungszeit beruhigt sein könnet.“ —

Beim Abendtische waren die Studenten recht einsilbig. —

„Die Tante ist schwer krank“, sagte Guido über den Tisch zu Adalbert und warf ihm einen ernsten, bedeutungsvollen Blick zu, „wir müssen stündlich gefaßt sein auf ein Telegramm.“

„Aber“, bemerkte Herr von Reichthal, „daß Herr Saltegg nicht direkt von der Erkrankung seiner Verwandten benachrichtigt wurde?“

„Man wollte Dich wahrscheinlich schonen, indem man die Sache mir mittheilte“, sagte Guido zum Collegen.

„Danke“, versetzte dieser.

Die Herren gingen bald zu Bette. Der Alte drückte den Beiden sehr warm und theilnahmsvoll die Hand; rauchte in seiner Stube noch eine einsame Pfeife und murmelte ein- ums anderemal: „Die Tante ist krank.“

Die beiden Studenten hatten ein Zimmer. Jeder von

ihnen lag in dieser Nacht schlaflos auf seinem Bette und ärgerte sich, daß der Andere so ruhig schlummerte.

Adalbert aber richtete es so ein, daß er wie im Traume den Namen „Ada“ stammelte, im Falle der Andere doch wach wäre. Darauf brummte Guido mit schwerer Zunge: „Schufterle!“ — Kein Insekt hätte den angehenden Juristen so arg aus der Nachtruhe aufstacheln können, als obiger Ausruf, aber er blieb ruhig und der Andere hatte das Wort ja doch nur im Traume gesagt.

Weiter hatte sich in der Nacht nichts ereignet.

Als der Morgen graute, sprangen die Beiden fast gleichzeitig aus ihren Betten und starrten sich mit einer Miene an, als ob Jeder in dem Andern den Freimann sähe, von dem er heute gehenkt werden sollte.

Verbissen huben sie an, ihre Koffer zu packen. Ohne Ordnung warfen sie dieselben voll und als Adalbert schließlich ein Paar Stiefel nicht mehr hineinbrachte, murmelte er: „Ah was, ich bleib' doch da!“ und schleuderte sie an die Zimmerwand.

Guido hinwiederum hatte so viel Bosheit, das Stubenmädchen für die weiteren Nächte um ein zweites Kopfkissen zu ersuchen, da er gewohnt sei, mit etwas erhöhtem Haupte zu schlafen.

Noch riefen sie zwei Knechte, daß dieselben, bevor

sie auf's Feld gingen, die zwei Koffer auf den Bahnhof schafften. Dann verließen sie das Schloß.

„Welcher zurückkehren wird, der soll die plötzliche Abreise des Andern bei dem Alten entschuldigen," sagte Adalbert.

„Schön", antwortete Guido.

Dann gingen sie, Adalbert voraus, Guido hundert Schritte hinten drein den Fahrweg entlang — und pfiffen Schelmenlieder.

Die Schießstatt, die hinter dem Dorfe lag, aber zum Schlosse gehörte, war geschlossen. Guido hatte den Schlüssel bei sich. Als sie eintraten, schlug es auf der Thurmuhr Acht. Bald darauf klang vom Bahnhofe her das erste Signal des kommenden Zuges.

Sie holten die Gewehre hervor, untersuchten dieselben, und untersuchten die Scheibe. Als sie auf dem Schießstand standen, erhob Guido die Stimme und sagte: „Nun also, welcher am nächsten dem Centrum ist, der bleibe, der Andere fahre mit dem nächsten Zug ins Weite."

„Darüber noch ein Wort zu verlieren ist überflüssig," murrte Adalbert.

Mit äußerer Ruhe und innerer Aufregung schickten sie sich an zum Schusse. Dort zwischen den vier Pappeln, welche im Morgenwinde rieselten, stand die Scheibe.

Sie leuchtete, von der Sonne beschienen, weiß herüber, aber der schwarze Punkt in derselben war wie ein finster blickender Augenstern, drohend dem frevelhaften Spiele um ein Herz.

Es knallte. Der Pulverrauch verflog rasch, die jungen Männer eilten der Scheibe zu. Der Schuß saß — eine gute Spanne vom Centrum entfernt — im dritten Kreise. Adalbert murmelte einen Fluch; er war's der geschossen hatte.

Mit frischer Hoffnung schritt Guido zum Stand zurück. Er hob das Gewehr, legte den Schaft an die heiße Wange und sein Auge stach über die Nadel der „Mücke“ hinaus auf den Punkt. — Er dachte an Tell und den Apfel auf dem Haupte seines Kindes. Ihm war, als setze er noch mehr auf's Spiel, als der Schweizerheld: das Weib seines Herzens, die Zukunft. Und wie? steht es dem Menschen an, nach seinem Glücke mit dem Mordblei zu zielen? — nein, nach dem Unglücke zielt er — Muth! — Bebend drückte er los, und kaum der Knall in den Buchenwäldern verhallt war, standen die Beiden schon an der Scheibe und suchten den neuen Schuß. Suchten und fanden ihn nicht. Alle Löcher bis auf das, in welchem die Kugel Adalberts stak, waren von gestern vernagelt — Guidos Blei hatte die Scheibe verfehlt und war ins Weite geflogen.

Adalbert war Sieger. Vor dem Thore der Schießstatt reichten sie sich still die Hand. Guido taumelte gegen den Bahnhof hin. Adalbert flog dem Schlosse zu.

Einen Knecht, den er im Hofe traf, sandte er rasch nach seinem Koffer auf den Bahnhof. Dann ging er ins Gartenhaus, wo Herr Reichthal bei seiner Morgenpfeife saß, eine landwirthschaftliche Zeitung in der Hand und etliche Hunde unter den Knieen hatte.

„Siebenschläfer!“ brummte er dem Studenten entgegen.

„Ich komme schon vom Bahnhofe zurück,“ sagte Adalbert, „wohin ich meinen Collegen begleitet habe. Er läßt sich empfehlen, ein Telegramm rief ihn plötzlich.“

„Guten Morgen, guten Morgen, meine Herren!“ grüßte die eben vorüberschreitende Frau Settenbach ins Gartenhaus. Adalbert hatte bemerkt, wie ihr Blick und ihr freundliches Lächeln auf ihn gefallen war.

Ihm lachte das Herz. Die Gunst der Mutter ist eine Sicherung der Tochter.

Nach dem Frühstück, bei welchem Reichthal den Studiosus gefragt hatte, ob er es nicht auch gehört hätte, es wären heute früh in der Schießstatt zwei Schüsse gefallen — begab sich Adalbert in den Park. Auf der Bank, wo er gestern Ada getroffen hatte, saß heute deren Mutter, Frau Settenbach. Er grüßte sie so artig,

als es ihm nur möglich war, dann wollte er vorübergehen, aber sie fragte ihn, ob er nicht ein bischen bei ihr Platz nehmen wolle. Er that es und fragte Frau Settenbach nach ihrem Befinden.

Sie beruhigte ihn und fragte ihrerseits, wie sich die jungen Herren auf Reichthal unterhielten. Sie hätte so wenig Gelegenheit, die Herren zu sehen, aber ihre Tochter habe ihr schon so viel Schönes von ihnen erzählt.

Glaubte sich Adalbert recht höflich verneigen zu müssen.

„Ich denke mir oft,“ fuhr die Frau fort, „auf dem Lande sollten sich so — ich weiß nicht — die Leute gegenseitig nicht so gar abschließen.“

„Gewiß, gnädige Frau,“ gab der Student mit Eifer zu, „die schöne Natur führt die Menschen zusammen und so sollten sie sich gegenseitig aneinander schließen und die Freuden und kleinen Leiden mit einander theilen.“

„Und besonders auf einem so isolirt stehenden Landsitze, wie z. B. Reichthal, wo, wenn man nicht immer mit Bauersleuten verkehren will, der Briefträger der einzige Trost ist, da sollten doch die wenigen Bewohner so — ich weiß nicht — eine Art Familienleben unter sich bilden.“

„Wahrhaftig, gnädige Frau, Sie sprechen mir aus der Seele!“ rief Adalbert, schon immer umherlugend, ob sich nicht Ada irgendwo blicken lasse.

„Wie gerne hätte ich z. B. schon in der vorigen Woche eine Partie in's Gebirge hinein gemacht, aber Sie wissen, ein paar Frauen allein, ohne männliche Begleitung — ich weiß nicht — kurz, man geht nicht gern.“

„Es ist für die nächsten Tage vom Herrn von Reichthal eine Partie in das Schlehenthal in Aussicht gestellt —“

„Ach, wie schön!“

„Das wäre ganz außerordentlich lieb, wenn uns die Damen begleiten wollten.“

„Meine Tochter ist leider abgereist“, versetzte Frau Settenbach und schob etwas an ihrem Anzuge zurecht.

„Ab—abgereist, Fräulein Ada?“ stammelte der junge Mann.

„Sie muß in die Nähschule, auch soll sie den französischen Curs in der Anstalt des Fräuleins Rulde mitmachen — ist Ihnen Fräulein Rulde bekannt? eine exquisite Französin. Nun, und so habe ich meine Tochter heute in die Stadt geschickt. Mein Mann, der vom Geschäft nicht fort kann, fühlt sich auch so einsam, daher mußte ihr Landaufenthalt eben abgebrochen werden.“

Adalbert war wie aus allen Himmeln gestürzt. — „Hat — hat nicht Herr von Reichthal gerufen?" stotterte er, „mir kam es so vor." Er erhob sich.

„Der Herr von Reichthal kann gar nicht rufen," lachte Frau Settenbach, „Ihr Herr Collega dürfte es vielleicht gewesen sein."

„Der nicht, der ist heute früh in die Stadt gefahren", sagte Adalbert, „muß doch nachsehen, empfehl' mich!"

Träge, wie gebrochen schritt er hintan.

Frau Settenbach hatte kein Wort mehr. Wie gestern, so schüttelte sie auch jetzt wieder das Haupt, daß die blauen Bänder rauschten.

„Er auch in die Stadt!" hauchte sie endlich, „ein Jammer mit den jungen Leuten heutzutage. Will man sie auseinanderbringen, so kommen sie erst recht zusammen. Jetzt sind sie mit einander fort, gerad' — ich weiß nicht, als wie wenn sie der Böse entführt hätte!" Sie stand auf, rauschte davon und rief die Hände zusammenschlagend: „Das kann noch eine saubere Geschichte werden!"

Guido stand auf dem Waggonbrett und blickte träumend in die Landschaft gegen den weißen vielfenstrigen Bau, der zwischen grünen Matten und Büschen

hervorschimmerte. Der Conducteur versetzte ihm einen Ruck, daß er zum Waggonschlag hineintaumelte. Der Zug war schon in Bewegung.

Da saß er nun, der arme Junge, in dem engen, leeren Coupé, und ihm war zu Muthe, wie dem Adam, als er vertrieben wurde aus dem Paradiese. Nein, nein, Adam, glücklicher Bursche, Du hattest Deine Eva mit Dir! — Eher zu Muthe, wie einem unschuldig Verurtheilten, der aus den freundlichen Bergthälern des Kaukasus verbannt war nach Sibirien.

— Das war ein schlechter Handel von dir, mein Guido! sagte er zu sich selbst. Und daß du ein in Uebermuth und Leichtsinn gegebenes Wort höher hieltest, als dein und ihr Glück, das war arge Sophistik. Er wird Ada nicht so heiß und treu lieben, als du, sie wird elend sein und du hast sie verlassen, hast sie einem Gesellen überantwortet, der sie betrügen wird. — Ein wilder Zorn kochte in seinem Herzen, er rüttelte am Schlag, ob er sich öffne, er wäre abgesprungen, aber die Thür lag fest im Schlosse. — Wohlan, bei der nächsten Station wollte er den Zug verlassen, wollte zurückkehren nach Reichthal und wie ein echter Mann das Mädchen erringen.

So wohl war ihm in diesem Gedanken, so warm und muthig schlug sein Herz — und wenn es darauf

ankömmt, daß er noch einmal schießen muß — nach der Brust des Nebenbuhlers, er wird besser treffen . . .

Die Maschine pfiff, der Zug ging langsam in die nächste Station ein.

„Aufmachen!“ rief Guido zum Fenster hinaus.

Der Zug stand still und in diesem Augenblicke hörte Guido aus dem Nebencoupé, das durch eine Halbwand und oben durch ein Spagatgitter von dem seinen getrennt war, ein fruchtlos verhaltenes Schluchzen.

Da er bereits aufgestanden, so that er einen Blick hinüber. Ein Frauenzimmer kauerte im Lederkissen, ein — Gott! Gott! wäre das möglich? Einen Ruf der Ueberraschung stieß er aus. Sie sah erschrocken auf.

„Ada!“ rief er.

Da flog der Waggonschlag auf und Guido stieg jauchzend aus, um — bei der nächsten Thür wieder einzusteigen.

Er riß sie an seine Brust, sie küßte ihn heiß . . . .

Dann, vor sich selbst erschrocken, drückte sie sich in die Ecke und verhüllte ihr flammendes Gesicht und bat den jungen Mann, um Gotteswillen in ein anderes Coupé zu gehen.

Er zog ihr die Hände vom Antlitz und lachte mit feuchtem Auge.

„Du liebes Kind!“ hauchte er entzückt, „Du süßer

Engel, wie danke ich Dir, daß Du mir gefolgt bist!"

„Ich — Ihnen gefolgt? Im Gegentheile!" entgegnete Ada, „Herr Stolling ich — ich —"

„Du bist so sehr erregt, Ada — sprich ein andermal, ich verstehe Dich ja, wenn ich nur Dein Auge sehe."

„Sie verstehen mich nicht, mein Herr!" antwortete sie gefaßter, „und wer gibt Ihnen das Recht, mich zu verfolgen?"

„Dich zu verfolgen? Das verstehe ich allerdings nicht."

„Muß Sie schon bitten, das — Du gegen ein anständigeres Prädikat umzutauschen!" Sie war recht ernst, vergaß im Augenblicke ganz darauf, wie glühend sie ihn vorhin geküßt hatte. Er war nicht blöde und brachte ihr den Umstand bald wieder in Erinnerung.

Es brauchte ein Weilchen, bis sie sich insoweit verständigten, daß Ada erzählen konnte, aus welchem Grunde sie reise. Sie hatte gestern Abends mit ihrer Mutter einen Strauß gehabt der jungen Herren wegen, die ihr nachstrebten und denen sie mehr Aufmerksamkeit schenke, als sie, die Mutter, es für gut finde. Das Mädchen hatte kein Hehl daraus gemacht, daß die lustigen Studenten ihr eben gefielen und daß man nicht

auf Sommerfrische gehe, um auf derselben wie in einem Kloster zu leben. — Gut, hatte die Mutter gesagt, wir werden es anders machen; der Vater schrieb ohnehin, wir sollten den Landaufenthalt abkürzen, weil er sowohl Dich wie mich zu Hause bedürfe. Ich erwarte hier noch den Besuch meiner lieben Jugendfreundin, der Doctorin von Trautnig, die ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen habe. — Dann gehen wir in die Stadt. — Ada aber ist ein Trotzköpfchen. — Papa hat mir versprochen, bis zum Frauentage auf dem Lande zu bleiben, und nun gehe ich früher einmal nicht fort! — So! hatte die Mutter gerufen, man ist's Euch schuldig, nicht wahr? Befehlen wollt Ihr heut zu Tag mit Unsereinem, zum Dank für die Mühen und Sorgen, die man — ich weiß nicht — mit so einem Quälgeist hat. Du reisest morgen früh in die Stadt! Hörst Du? Kein Wort mehr! —

So war es gekommen. Ada hatte die Scene ganz possierlich erzählt und sogar mit dem Kopfe dabei gewackelt, wie es ihre Mutter stets that, wenn sie zornig war.

„Und daß Sie jetzt auch mitfahren, Guido," schloß sie, „das ist recht böse von Ihnen."

„Freiwillig habe ich es nicht gethan," sagte der junge Mann mit Humor.

„Wer hat Sie denn dazu gezwungen?“ hierauf das Mädchen pikirt.

„Ist Dir nicht erinnerlich, Ada, etwas gehört zu haben, als Du heute in Reichthal auf den Bahnhof gingst?“

„Was sollte ich denn gehört haben? Der Schulmeister hat die Kinder in die Schule gerufen, just als ich an seinem Hause vorüberkam.“

„Sonst nichts?“

„Und die Vögel haben gesungen und haben mich trauriger gemacht, als ich schon war.“

„Weiter, denke nach, Du mußt auch noch etwas Anderes gehört haben.“

„Ja, die Kirchenglocken und auch ein paar Püffe von der Schießstatt her.“

„Gut,“ sagte Guido, „die Püffe haben mich gezwungen, mit diesem Eisenbahnzuge davonzufahren.“

„Um des Himmels willen, Guido!“ sie haschte nach seiner Hand, „etwa gar — verwundet! Doch — kein Duell?!“

„Etwas dergleichen.“ —

Und nun hat er die Geschichte von dem wunderlichen Bestschießen erzählt.

Ada hatte gelauscht mit Angst und Lust, hatte den einen Arm gelegt auf seine Schulter und bald auch

den andern, hatte sich emporgeschmiegt an seiner Brust, daß sie ihn fühlen konnte, den warmen Athemhauch, der die seltsame Kunde zu ihr brachte von dem Kampfe zweier junger Männer — um ihr Herz.

Und als er mit dem letzten Worte einen Kuß auf ihre nahen Lippen pressen wollte, wendete sie sich rasch ab und sagte: „Herr Stolling, warum haben Sie so schlecht geschossen?“

„Ich zitterte aus Angst und Liebe.“

„Das könnte jeder schlechte Schütze sagen.“

„Du weißt ja vom vorletzten Schießen her, wo Du mir den Strauß an den Rock stecktest, daß ich nicht zu den schlechtesten Schützen gehöre.“

„Also fehlen Sie nur, wenn es mich gilt! — Ich muß Sie sehr entschieden bitten, mein Herr, sich dort in die andere Ecke zu setzen und fein ruhig zu bleiben.“

„Oho!“ rief er und wollte sie an sich ziehen. Sie drängte ihn unsanft bei Seite, mit gluthrothen Wangen und zornigen Lippen stieß sie das Wort heraus: „Sie haben mich verspielt!“

Guido Stolling und Adalbert Saltegg sind heute längst wieder gute Freunde. Jeder hat ein Weib, aber keines derselben heißt Ada. Sie haben aus ihrem

lustigen Jugendleben die eine Erfahrung bis heute nicht vergessen, nämlich daß, während junge Männer etwa so oder so um Mädchenherzen zu spielen glauben, diese nur zu oft mit den Männern spielen.

„Ja wohl!" schnauft der alte Onkel Reichthal, der heute noch lebt und seinen Stolz darauf setzt, von allen Studenten, die je bei ihm zu Gaste waren, der Onkel Reichthal genannt zu werden, — „ja wohl!" schnauft er, „das muß man noch in die Bibel setzen: Spielen wir Männer, so sind die Weiber der Preis; und spielen die Weiber, so sind wir ihre Kartenblätter."

Der mystifizirte Rhapsode.

Große Lettern verkündeten es an allen Straßenecken der Stadt:

„Heute am 22. März Abends 6 Uhr im Kronensaale:

Faust.

Dramatisches Gedicht von Goethe, vorgetragen von

Friedrich Johnsang.“

Diese auch in allen Zeitungen wiederholte und besprochene Ankündigung brachte die ganze Residenz in Aufregung.

Dem Vorleser Johnsang ging ein guter Ruf voraus. Er war einzig in seiner Art, war ausgestattet mit allen jenen Mitteln, welche das Publikum bestechen und hinreißen. Eine junge schöne Mannesgestalt voll poetischen Schwunges, mit einer herrlichen Stimme begabt und mit einem unglaublichen Gedächtnisse, so daß er die umfangreichsten Gedichte und größten Dramen auswendig declamirte. Trotzdem war an ihm nichts Schauspielerisches; seine Vortragsweise machte Anfangs immer den Eindruck

großer Anspruchslosigkeit; aber als nur erst Stellen kamen, in welchen die Innigkeit, die Lust, der Schmerz, die Leidenschaft zu sprechen hatten, dann war Johnsang der vollendete Meister, dem Niemand glich, noch widerstand. Er reiste, ein ächter Rhapsode, von Stadt zu Stadt, und wo er weilte, da blieben die Theater leer, da schwiegen die Akademieen. In allen Schaufenstern prangte sein Bild; in den höchsten Kreisen der Gesellschaft gab man ihm zu Ehren Tafeln und Feste. Mit Gold gepflastert, mit Lorbeern beschattet waren die Wege, die er zog von Land zu Land. Die Zirkel schönster Frauen huldigten ihm, manches Mädchenherz weinte, sehnte sich ihm nach.

So war die Aufregung wohl begreiflich, die heute in der Stadt herrschte. Der Fürst selbst, ein leidenschaftlicher Freund der Künste, sollte, so hieß es, dem Vortrage beiwohnen. Um zehn Uhr Mittags, da die Schalter sonst geöffnet zu werden pflegten, war heute keine Karte mehr zu bekommen.

Der Rhapsode aber war tagsüber nirgends zu sehen. Er blieb im Hotel und hielt sich eingeschlossen in seine Gemächer, wie er es vor seinen Vorträgen immer zu thun pflegte. Er ging mit langsamen Schritten die Zimmer auf und ab und versenkte sich in seine Studien und wohl auch in seine Träume. In der Hand hielt er

das Buch mit Goethe's titanenhaftem Gedichte. Eine feierliche Stimmung fühlte er in seiner Seele — besonders heute. Es war Goethe's Sterbetag.

Den ganzen Tag nahm er nur ein Weniges an Nahrung zu sich. Nichtsdestoweniger machte der Oberkellner in der Rechnung des Herrn Johnsang an der Stelle des Mittagsmahles eine erklecklich hohe Ziffer. Warum auch nicht? der Kronensaal faßt über fünfzehnhundert Personen; die Person à 2 Thaler macht 3000 Thaler — für einen Tag; macht per Monat 90,000 Thaler. — So rechnete der Oberkellner im Hotel zum goldenen Ochsen.

Mittlerweile nahte der Abend. Johnsang hüllte sich in sein schwarzes Kleid, nicht unähnlich dem Kleide des Faust im ersten Aufzuge. Sein junger, kurzgestutzter Vollbart war dunkel, seine Wangen waren etwas blaß aber sein Auge leuchtete. Vielleicht war er ganz beseelt und erfüllt von der wunderbaren Dichtung; vielleicht auch war es ein bischen das jauchzende Erwarten des Ehrgeizes; sollte er doch in den nächsten Augenblicken hintreten vor eine jubelnde Menge, von Lorbeerkränzen umrauscht!

Auf dem Thurme des nahen Domes schlug es sechs Uhr. Der Wagen fuhr vor. Bald darauf stieg Johnsang die stille Künstlertreppe empor und trat in den blendend

hell erleuchteten Saal. Er trat hallenden Schrittes zum Podium und erhob das Auge.

Im Saale war es grauenhaft still und leer. Die langen Reihen der Bänke mit ihren weißen Nummerntäfelchen starrten ihm entgegen. In einer der hinteren Reihen saß ein einziger Mensch, der sich bei dem Eintritte des Vorlesers etwas erhoben hatte.

Johnsang riß seine Uhr aus der Tasche — es war fünf Minuten nach sechs. Er blickte auf die Uhr, die an der strahlenden Wand des Saales prangte; es war fünf Minuten nach sechs.

Er fuhr sich mit der flachen Hand über die Augen, über die Stirne, er sah wieder in den Zuschauerraum und er sah nichts in den Bänken, als die einzige Gestalt. Alle Plätze in den Nebenhallen waren leer. Die Eingänge waren geschlossen. An einem Pfeiler hing die Anschlagtafel. Johnsang trat an sie hin und las die Ankündigung seines Faustvortrages für den 22. März um 6 Uhr Abends.

Und das war ja doch diese selbe Stunde. Er trat wieder zu seinem Tische. Beide Hände preßte er an seine Stirne. Der Künstler kann es nimmer fassen, daß das Publikum von ihm abgefallen ist, eher glaubt er an seinen eigenen Wahnsinn.

Fast gräßlich war die Situation. Aber der Rhapsode

sammelte sich. Sein Vortrag ist für diese Stunde angekündigt worden und das Publikum ist da. Oder ist Ein Zuhörer nicht auch ein Publikum? Schlägt nicht auch in dem Einzigen das ganze Herz der Menschheit? Wird ein Glück, ein Weh tiefer verstanden, empfunden, wenn es vielfach verstanden und empfunden wird? Das Kunstwerk ist für den Einzigen da — ob dieser Einzige sich tausendmal wiederholt — was thuts, es wirkt doch nur in dem Individuum.

Johnsang trat zwei Schritte vor, verneigte sich leicht und begann in klarem, ruhigem Tone seinen Vortrag.

Der feierlich ernste Monolog, die erste Scene mit Wagner war vorbei, es wehte der Ostergesang, und da war's wirklich, als ob fernes Glockenklingen und Orgeltöne hallten, so stimmungsvoll wurden die Worte gesprochen. Und als das befreiende Erwachen aus schwerem Banne zum Ausdrucke kam: „O tönet fort ihr süßen Himmelslieder! die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!" da war dem Zuschauer die Bewegung wohl anzumerken. Doch gab er kein Zeichen des Beifalls; eng in seinen Mantel geschlagen saß er da, das Weitere erwartend.

Es kam die lebendige Volksscene des Ostertages; es kam der lebensdurstige Faust; es erschien Mephisto. Dann war die tolle Scene in Auerbachs Keller und die wüste Hexenküche. Und wer es gehört: das Ohr war zum Auge

geworden und die Seele sah, was sie hörte. Nicht das Mienenspiel des Vortragenden war's, denn das war kaum merklich; der Ton, das Maß, die feinste Ausarbeitung des Vortrages that Alles. Die Stimmen der verschiedenen Personen waren verschieden, aber es war nicht, wie eine absichtliche Verstellung der Tonart, und schließlich schien jede Stimme so natürlich aus der Brust zu steigen, daß nicht mehr zu unterscheiden war, welche dem Vortragenden eigentlich angehörte.

Dann kamen die wundervollen Gretchenscenen. Welch' weiche Töne, in denen das ganze Herz des liebenden Mädchens aufgelöst schien!

Der Zuhörer bewegte sich nicht; wie im Traume war er versunken. Der Vortragende wußte es längst nicht mehr, daß er im Declamationssaale stand, daß aber nur eine einzige Person seinem Vortrag lauschte, daß diese Person möglicher Weise der Billeteur war. Nein. Er lebte das Drama; die weltbegehrenden Leidenschaften des von den Idealen losgerissenen Faust wogten in seinem Herzen. Ein plötzliches Erschrecken hier mitten in der Lust; ein kurzer Aufschrei da nach dem Göttlichen, und dann weitergerast, gezerrt, gerissen vom Dämon. Menschenherzen werden zertreten unter dem einen glühenden, stürzenden. — Und Gretchen! Jetzt noch:

„Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach, dürft' ich fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt!"

Und dann:

„Ach neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!"

Und endlich:

„Heinrich, mir graut vor dir!"

Wie viel Tragik lag darin, wie viel Lust, wie viel Pein dazwischen!

Der Menschheit Wonne und Jammer faßte den Künstler mit Allgewalt; das Jauchzen der Erhebung und Himmelstürmung, die Schrecken des Sturzes, des Unterganges tobten in ihm — und als er dann doch wieder sein leibliches Auge aufthat und dort die Gestalt kauern sah — als wie seinen eigenen Mephisto: die Gier nach Ruhm — da graute ihm.

Und als endlich des vergehenden Mädchens letzter Schrei nach dem Geliebten im Saale vergellt war, taumelte der Rhapsode seitwärts und sank erschöpft nieder auf einen Stuhl.

Als er sich wieder fand, löschten Diener die strahlenden Kronleuchter aus. Die Kerzen waren tief herabgebrannt.

Johnsang ging in die Vorhalle, wo der Kassier schon eine Weile auf ihn gewartet hatte.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte er. Der Andere zuckte die Achseln, aber — die Karten waren alle verkauft worden.

„So bin ich irrsinnig geworden und der Saal war doch überfüllt!“ rief der Rhapsode. Der Mann am Eingange zuckte wieder die Achseln. „Ich weiß nicht,“ entgegnete er, „wenn Sie selbst es nicht begreifen! Sie haben doch vorgetragen und es war nur ein einziger Zuhörer da.“

„Also doch,“ murmelte Herr Johnsang, „nun, so sind die Uebrigen eben verhindert gewesen, zu kommen.“ Damit verließ er den Saal.

Am nächsten Morgen brachten die Blätter der Stadt verschiedene Nachrichten. Das eine erzählte kurz, die Vorlesung des Herrn Johnsang habe bei überfülltem Hause stattgefunden. Ein anderes lobte den Rhapsoden mit einigen kühlen Worten; ein drittes tadelte dessen Vortragsweise, daß sie „manierirt“ wäre. Wieder ein anderes Blatt berichtete, der Vortrag habe gar nicht stattgefunden. — Die Redaktionen hatten eben keine Karten erhalten.

All das machte Herrn Johnsang noch verwirrter. Seine Einnahme betrug über dreitausend Thaler, aber das Geld war ihm unheimlich, und er beschloß, so rasch als möglich aus dieser seltsamen Stadt fortzukommen, deren Bewohner ihn so tief, so beispiellos verhöhnt, oder in der er den Verstand verloren hatte.

Da meldete sich noch in den Morgenstunden ein Besuch. Ein einfach aber modern gekleideter Mann mit einnehmendem Wesen trat in das Empfangszimmer. Johnsang ließ ihn warten, er fühlte gar nicht das Bedürfniß, allzu artig zu sein. Endlich kam er aus dem Nebengemache, und fragte kurz nach dessen Begehr. Dieser schritt rasch auf ihn zu und sagte: „Mein Herr, mein Besuch hat einen wichtigen und doppelten Zweck. Erstens bitte ich Sie um Verzeihung für ein Experiment, das man jedenfalls in ungerechtfertigter Weise mit Ihnen vorgenommen hat und zweitens danke ich Ihnen für den unvergeßlichen Genuß, den Sie durch den Vortrag des Faust mir gestern bereitet haben."

„Wer sind Sie?" unterbrach ihn Johnsang.

„Ich bin Ihr gestriges Publikum", antwortete der Fremde, „und in zweiter Linie bin ich ein egoistischer Mensch, der den Genuß mit Niemanden theilen wollte und daher alle Karten aufkaufen ließ, die zu Ihrem Vortrage einführen konnten. In dritter Linie endlich bin ich der

Fürst dieses Landes und als solcher komme ich, Sie um Verzeihung zu bitten und Ihnen zu danken."

Johnsang lud den durchlauchtigen Gast mit einer Handbewegung zum Sitzen ein. Etwas befremdet leistete der Fürst Folge.

Der Rhapsode setzte sich ihm gegenüber und sagte kühl, aber mit nachdrücklicher Betonung: „So ist mir wohl die Frage gestattet, weßhalb ich mystifizirt worden bin, und mit welchem Rechte man dem Publikum den Vortrag der größten Dichtung seines größten Dichters entzogen hat?"

Der Fürst schwieg einen Augenblick und seine Wangen entfärbten sich etwas. Er rückte auf seinem Platze mehrmals hin und her, und endlich antwortete er: „Ich sehe, daß es unter Umständen mit euch Künstlern verdammt ungemüthlich zu sprechen ist. Sie zwingen mich, so kurz und so offen als möglich zu sein. Wohlan. Ohne Phrase, mein Herr, ich bewundere Sie und ich beneide Sie. Und der Neid eines Fürsten ist gefährlich. Ihre Gabe als Declamator ist einzig; ich habe schon wiederholt Gelegenheit gehabt, dieselbe zu genießen, aber es war mir nicht möglich zu glauben, daß sie so göttlich ist, als sie scheint. Die Haupttriebfeder eines Künstlers, dachte ich mir oft, ist schließlich doch der Ehrgeiz. Ich wollte es versuchen, das zu erproben, wollte sehen, welchen Eindruck auf Sie, den Gefeierten, ein leeres Haus ohne Beifall und Kränze

machen würde, und ob Sie vom Geiste der Kunst durchdrungen genug wären, um auch noch einem einzigen, letzten Andächtigen das erworbene Anrecht auf Ihre Declamation nicht vorzuenthalten. Sie haben mich für mein Experiment bestraft dadurch, daß Sie mich bekehrt haben. Sie haben mich ferner durch Ihre Kunst — der ich mich, von keinerlei Nachbarschaft beeinträchtigt, vollends hingeben konnte, bis ins Innerste ergriffen und das wird mir der schönste, merkwürdigste Goethetag bleiben, weiß ich nur, daß Sie mir nicht zürnen." Dann hielt er dem Rhapsoden seine rechte Hand hin und sagte mit bittender Stimme: „Verzeihen Sie mir!"

Johnsang legte seine Rechte in die des Fürsten. Dieser hielt sie fest und fuhr fort: „Selbstverständlich muß ich nun auch an den Bewohnern meiner Residenzstadt gut zu machen suchen, was ich an ihnen verbrochen; ich bitte Sie demnach, mein Herr, daß Sie an einem der nächsten Tage den Faustvortrag wiederholen."

Johnsang sagte zu und bemerkte noch, daß, im Falle sein zweiter Vortrag auch besuchter als der erste sein sollte, er sich das Publikum doch wie eine einzige Person vorstellen würde, um so die Einheitlichkeit seines Werkes zu wahren. Das habe er gestern gelernt.

„Und," fuhr der Fürst launiger fort, „da ich mir während Ihres Aufenthaltes hier gerne manches Stündchen

Ihrer Gesellschaft erflehen möchte, ich aber nicht gewohnt bin, in den Hotels dieser Stadt Besuche zu machen, so wollte ich Ihnen noch vorschlagen, daß Sie in mein Schloß übersiedeln. Wie ich nun überzeugt bin, gehören Sie zu jenen wenigen Künstlern, denen Hofluft nicht gefährlich zu werden vermag, und ich wiederhole daher meine Einladung nochmals auf das herzlichste."

Der Künstler schlug in die dargebotene Rechte und hatte diesen Handschlag nicht zu bereuen.

Die Kaiserin Katharina hat's gesagt!

Vor hundert Jahren lebte zu Paris ein wunderbarer Mann. Er war aus Wien dorthin gekommen und bewohnte im Faubourg St. Germain ein prachtvolles Hotel, in welches täglich tausende von Menschen strömten, Kranke und Bresthafte aller Art, aber auch Gesunde, begierig den Wundermann zu sehen, welcher, wie ein neuer Heiland, durch die Auflegung der Hände, ja durch bloße Berührung mit den Fingerspitzen die Kranken gesund machte.

Bevor man in das Heiligthum trat, waren Vorgemächer zu passiren; Warthallen, in welchen Diener auf und ab gingen, so die Ankommenden prüften und vorbereiteten. Mit einem solchen Diener, der einen langen Bart und Zopf trug, ließ sich eines Tages, da besonders lang auf den Eintritt in's Heiligthum gewartet werden mußte, Marquis d'Annotte, ein alter Jünger der Medicin, in ein Gespräch ein.

„Wollten Sie, mein lieber Mann, mir nicht ein Weniges von der Lebensweise Ihres Herrn erzählen?"

„Ich will Ihnen, mein lieber Herr", sagte der Diener, „wohl ein Weniges von der Lebensweise meines Herrn erzählen."

„Sie kennen den wunderbaren Meister wohl schon lange?"

„Ich kenne den wunderbaren Meister schon lange."

„Sie sind, mein lieber Mann, mit ihm aus Deutschland gekommen?"

„Ich bin, mein lieber Herr, mit ihm aus Deutschland gekommen."

„Der Herr Doctor ist in Wien geboren?"

„Der Herr Doctor ist in Wien geboren."

„Und es gefällt ihm in Paris besser, als in seiner Vaterstadt?"

„Es dürfte ihm in Paris besser gefallen, als in seiner Vaterstadt."

„Sagen Sie mir, mein lieber Mann, ist dem Doctor denn wirklich noch keine einzige Cur mißglückt?"

„Ich sage Ihnen, mein lieber Herr, ihm ist noch nichts mißglückt."

„Und ist Ihnen nicht bekannt, durch welche Mittel er wirkt?"

„Das ist mir nicht bekannt."

„Wie lebt er denn sonst?"

„Gut."

Das waren die Auskünfte, welche der langbärtige Diener von seinem Herrn geben konnte oder geben wollte.

Im nächsten Saale befand sich ein anderer Famulus, der hatte gar keinen Bart, aber sehr lange, schwarze Haare, welche aber nicht in einen Zopf gebunden waren, sondern breit über den Nacken hinabhingen.

Diesem nahte sich nun der Mediciner d'Annotte, klingelte mit einer Hand in der Tasche und fragte: „Wie tragen Sie sich, lieber Freund?"

„Oh, danke."

„Stets wohlbefinden?"

„Seit sieben Jahren. Seit ich bei dem Meister lebe, bin ich nicht krank gewesen."

„So hat er auch Sie curirt?"

„Durch seine Gegenwart."

„Ich bin sehr begierig, den Wundermann zu sehen."

Nun sagte der Famulus: „Monseigneur de Mesmer ist kein Wundermann. Es ist mir stets unangenehm, wenn man Monseigneur für einen Illuminatoren oder gar für einen Zauberer hält. Monseigneur ist kein Swedenborg und kein Cagliostro und kein Marquis de Saint Germain! Alles in Einem: Monseigneur ist kein Schwindler. Seine Macht ist groß, er wirkt durch

die Natur, deren Gesetze und deren Kräfte er kennt, wie kein Anderer. Seine ganze Macht, mit welcher er, gewaltiger als alle Herrscher und Wundermänner, das Menschengeschlecht bewegen und retten wird — befreien, erheben und retten — vielleicht aus aller Noth und Krankheit befreien, vielleicht unsterblich machen, mein Herr! Diese Wundermacht heißt: Magnetismus!"

„Sie hätten wohl die Güte, mir etwas Weiteres davon zu sagen", bat der Franzose und klimperte mit Silbergeld.

„Sie sind sicher ein Herr, der was gelernt hat."

„Allerdings. Ich studire seit neunundreißig Jahren Medicin."

„Wohl, man sieht es ja. Und so habe ich leichtes Spiel. Denn das — wollen Sie vernehmen — das ist eben der Unterschied zwischen einem Schwindler und meinem Herrn. Der Schwindler hat mit den Unwissenden und Albernen leichtes Spiel, mein Herr aber mit den Vernünftigen. Nun, cher Monsieur! Sie wissen, daß die Himmelskörper vermöge der Gravitation, das heißt, der Schwerkraft, einen Einfluß auf einander ausüben. Sie wissen, daß dadurch die Planeten, besonders die Erde und in dieser die Meere in ihrer Ebbe und Fluth von der Sonne und vom Monde beeinflußt werden. Bien! Wenn nun das der Fall ist, warum soll

nicht auch der Mensch, der ja ebenfalls Schwerkraft besitzt, gleichen Einflüssen unterworfen sein? Nun hat der Mensch Nerven, während zum Beispiele das Meer keine Nerven hat, und diese Nerven bringen aus der Gravitation eine Wirkung und Wandlung hervor und entsteht daraus die Anziehung, ähnlich wie bei dem magnetischen Eisen. Und dieses magnetische Anziehen eben ist der Weg der Uebertragung, durch welchen Eigenschaften und Zustände von einem Menschen auf den andern geleitet werden können. Es ist ein Strom, eine alles durchdringende Flüssigkeit, ein Fluidum. Bien. Wenn also das Fluidum vom positiven, heißt das, vom gesunden Menschen auf den negativen, den kranken Menschen überströmt, so ist es natürlich, daß sich diese beiden Pole ausgleichen, daß der kranke Mensch gesunde, während der gesunde an seiner Gesundheit nichts verlieren kann, wie doch ja auch der Eisenmagnet durch die Uebung immer kräftiger werden muß. Verstehen Sie das?"

„Sonnenklar!" rief Monsieur d'Annotte aus. „Es ist das Ei des Columbus."

„Das ist es. Auch Sie sind leidend, Monsieur?"

„Ich leide an einem rasenden Zahnschmerz, von dem ich mich trotz aller mir zu Gebote stehenden Mittel bisher nicht zu befreien wußte. Das Uebel stellt sich

alltäglich um eilf Uhr Vormittags ein und peinigt mich gewöhnlich anderthalb Stunden lang bis zum Wahnsinn."

„Bien!"

„Nicht bien, lieber Freund, es thut sehr weh. Eben jetzt — es ist fünf Minuten vor eilf Uhr — fühle ich im Kinnbacken das Prickeln, welches dem Ausbruche des Schmerzes vorangeht. Wenige Minuten noch und Sie sehen einen Wahnsinnigen an mir. Ich wählte diese Stunde, um mich auf der Stelle von der Wirkung des Doctors zu überzeugen. Daraus mögen Sie ermessen, wie erkenntlich ich sein würde, wenn Sie mich jetzt vorlassen könnten."

„Im Augenblicke wird Ihnen geholfen sein, außer wenn zufällig —"

„Was meinen Sie?"

„Außer wenn Monseigneur zufällig selbst an Zahnschmerz litte."

„Leidet er daran?"

„Nicht oft, daher sagte ich: zufällig."

„Aber aus Ihrer vorigen Erklärung glaubte ich doch zu entnehmen, daß durch die immerwährende Uebung des Magnetismus seine Gesundheit vollkommen sein müsse."

„Das ist sie im Ganzen auch. Aber sagen Sie selbst, ob Sie ein Naturgesetz kennen, welches von irgend

einem anderen Naturgesetze beeinflußt, nicht einer momentanen Störung unterliegen könne? Manchmal läßt sich die Ungleichmäßigkeit der magnetischen Vertheilung nicht sofort beseitigen. Wenn z. B. eine lange Reihe von Hysterischen oder Magenkranken zu heilen ist, so kann es schon vorkommen, daß sich alle magnetische Kraft in dem Organismus des Magnetiseurs auf Herz und Magen concentrirt und andere Theile, als zum Exempel die Zahnnerven, werden bloßgestellt. — Nun bitte ich, wollen Sie eintreten!"

Die braune, vergoldete Doppelthür ging auf. Monsieur d'Annotte trat in ein mittelgroßes Gemach, welches von den rothen Fußteppichen bis zu dem mit üppigen Ornamenten gezierten Plafond voll schwerer Pracht in Rococo war. Die Fenster waren mit rothen Vorhängen verhüllt, so daß Alles im Gemache einen glühenden Schimmer hatte. Der deutsche Doctor war ein Mann von mittlerer Größe und behäbiger Gestalt; in seinem glatten, rundlichen Gesichte lasen die Leute Wohlwollen, die Züge waren fein und lebhaft, das Auge blickte klug und freundlich; er sah wahrhaftig nicht aus, wie ein Charlatan. Er trug nach der Sitte jener Zeit einen Zopf, der schon stark mit grauen Haaren gemischt war, einen schwarzen Anzug, zum Theil aus Seide, zum Theil aus Sammt. Beinkleid und Strümpfe waren sehr enge

und trafen sich am Knie, der Frack und die Weste waren mit Gold verbrämt, die Schuhe hatten Silberschnallen, an der Seite trug er einen kunstvoll gearbeiteten Degen.

Als Monsieur d'Annotte eingetreten war, winkte ihm der Doctor, auf einem Sopha Platz zu nehmen, denn er war mit einer Dame beschäftigt. Diese Dame — schön und jung — saß vor ihm auf einem Fauteuil, aber ihr feines Angesicht mochte wohl blässer sein, als es in diesem rothen Zimmerlichte den Anschein hatte. Der Doctor hatte die Aermel etwas zurückgeschlagen und hielt nun seine beiden Hände wie zum Segen über dem Haupte der Dame. Dann legte er die Hände auf ihre Achseln, senkte sie quer niederwärts, so daß sie über ihrem Busen sich falteten. Dabei blickte er scharf und unverwandt in die Augen der Dame und flüsterte nun: „Ist Ihnen wohl?"

Sie nickte leicht mit dem Haupte. Ihre Mundwinkel zitterten, ihr Blick war starr, als wäre er durch den seinen gebannt. Plötzlich fuhr er mit den Armen rasch auseinander, trat einen Schritt nach rückwärts und verneigte sich.

Die Dame stand auf; er bediente sie im Ordnen ihrer Toilette, begleitete sie hierauf mit dem Anstande des feinsten Cavaliers bis zum Ausgange und sagte

dort mit einer tiefen Verbeugung: „Comtesse, j'ai l'honneur de vous saluer!“

Der Wartende hatte aus dem fröhlichen Gesichte und den aufgeweckten Manieren des Magnetiseurs den erfreulichen Schluß gezogen, daß Monseigneur nicht zufällig an Zahnschmerz leide.

„Sie befehlen?“ redete der Doctor seinen neuen Kunden an.

„Ich leide an Zahnschmerz und zwar —“

„Ich bitte!“ unterbrach ihn der Doctor. Monsieur d'Annotte setzte sich auf das angewiesene Fauteuil. Jener nahm ein Eisenstäbchen und strich mit demselben über das Haupt und die Brust des Leidenden bis zur Magengrube. Diese Handlung führte er so lange fort, bis d'Annotte auf einmal auflachte und ausrief: „Er ist weg! Der Schmerz ist weg. Das ist wunderbar. Mein Herr, Sie sind ein Gott!“

Der Magnetiseur verneigte sich und antwortete: „Götter vermögen das nicht, mein Herr! Ich vermag es auch nicht, aber die Natur, deren Werkzeug ich bin, führt es aus. So wie ich diesen Eisenstab handhabe, so handhabt mich die Natur.“

„Und wenn Sie mir eine Bemerkung gestatten möchten, Doctor: Könnte dieses Werkzeug nicht Jeder sein?“

„Mancher vielleicht, aber Jeder nicht. Magnetische Personen gibt es ja, so wie diese Dame, welche Sie sahen, durch mein Berühren magnetisch geworden ist und so wie Sie nun magnetisch geworden sind. Ich habe Ihnen durch diesen Stab die Möglichkeit gegeben, die magnetische Kraft auch auf Andere zu übertragen; ob Sie damit Heilungen erwirken können, das hängt theils von der Sensibilität Ihrer Natur, theils freilich von einem andern Factor ab."

„Und welcher Factor wäre das?"

Der Magnetiseur lächelte, gab jedoch keine Antwort. Im Vorsaale waren neue Ankömmlinge zu vernehmen.

„Da es mir nicht gegönnt sein soll," sagte Monsieur d'Annotte, „mich heute an einer eingehenderen Unterhaltung mit dem Manne, den ich unendlich verehre, zu erfreuen, so möchte ich gebeten haben, gütigst das Honorar —"

„Dreihundert Franken," unterbrach ihn der Doctor.

Nun verstummte Monsieur d'Annotte auf einen Augenblick. — Für die paar magnetischen Striche, wobei doch der Magnetiseur selbst an Kraft gewonnen, dreihundert Franken? Es scheint, der Magnetstab dieses Herrn zieht vor Allem das Silber an. Da der Mann aber bedachte, daß er sonst gerade um diese Zeit — es ging gegen halb zwölf — an den heftigsten Zahnschmerzen

litt und da er ferner bedachte, daß er doch möglicher Weise seine hier gewonnene Heilkraft zu verwerthen im Stande sein dürfte, zahlte er die verlangte Summe und verabschiedete sich unter vielen Complimenten.

Im Vorsaale war der bartlose Diener eben beschäftigt, einer Gruppe von Leidenden den Magnetismus zu erklären. Der langbärtige Lakai öffnete den Ausgang.

„Sagen Sie mir, wann ist Ihr Herr privatim zu sprechen?“ fragte d'Annotte.

Der Mann antwortete: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wann mein Herr privatim zu sprechen ist.“

* * *

An einem der nächsten Abende saß Monsieur d'Annotte in der harmonischen Gesellschaft, einem Vereine, der sich durchaus mit magnetischen Studien und Experimenten beschäftigte. Der Verein tagte in einem prachtvoll eingerichteten Saale des Hotel Royal. Es war eine Gesellschaft von hohen Herren und schönen, hysterischen Frauen; auch Aerzte und Gelehrte gab es darunter, die anfangs der neuen Lehre gespottet hatten, allmälig aber durch die zahllosen glücklichen Curen des deutschen Doctors zur Sache bekehrt worden waren. Bücher, Broschüren und Zeitschriften lagen auf, die sich ausschließlich mit dem Magnetismus befaßten. Die Versammelten übten

ihren Magnetismus durch gegenseitiges Bestreichen mit den Fingerspitzen und versetzten sich dadurch in Aufregung und allerlei Verzückungen.

Monsieur d'Annotte, ein neues Mitglied der harmonischen Gesellschaft, konnte nicht genug Rühmens machen von der Leutseligkeit des Wundermannes und von dem geheilten Zahnschmerze.

Nachdem die Sitzung eröffnet worden war, meldete sich ein Herr Comte zum Worte und brachte folgenden Bericht und Antrag ein:

„Wie sehr, meine Damen und Herren, das Verständniß für das neuentdeckte Naturgesetz in der Gesellschaft wächst, wie sehr die Anwendung dieses Gesetzes sich ausbreitet, beweist die Thatsache, daß unser hochweiser Ehrenpräsident (das war der deutsche Doctor) nicht mehr im Stande ist, alle Heilungsuchenden, die ihn täglich umlagern, persönlich zu magnetisiren. Jedoch ist ein Mittel erfunden worden, wodurch die Kraft en masse in Behältern angesammelt und übertragen werden kann."

„Erst heute," fuhr der Redner fort, „hatte ich die Ehre, mich in den Appartements des Meisters persönlich von dieser Vorrichtung zu überzeugen. Diese Vorrichtung besteht in einem magnetischen Baquet oder Trog, dem Gesundheitszuber. Das ist ein gewöhnlicher Zuber mit Wasser und zerstoßenem Glase oder Sand angefüllt und

dient zum Reservoir der magnetischen Materie, welche der Meister dahin übertragen hat. Die Kranken brauchen nur den in Bereitschaft gehaltenen krummen Eisenstab in das Baquet zu tauchen und der im Troge concentrirte Magnetismus geht auf sie über. Sie sehen, meine Herrschaften, wie sich's auch hier wiederum bestätigt, daß die tiefste Wahrheit die höchste Einfachheit ist. Selbstverständlich vermag der Doctor Baquets zu füllen, so viel ihm beliebt, so daß seine Kraft nun gleichsam versendbar wird. Diese merkwürdige Erfindung haben thatsächlich schon mehrere Societäten benützt, indem sie vom Meister Baquets erwarben und sich dadurch sowohl für ihre Mitglieder, als auch für Fremde die Quelle der Gesundheit angeeignet haben. Mein gegenwärtiger Vorschlag geht nun dahin, daß auch unsere harmonische Gesellschaft, die stets voran ist, wo es gilt, Neues und Nützliches zu fördern, sich ein solches Baquet anschaffen möge."

Mit Acclamation angenommen. Dem Monsieur d'Annotte fiel es ein, die Kostenfrage aufzuwerfen.

„Auch hierüber vermag ich Bescheid zu ertheilen," sagte der Redner, „daß man ein so kostbares Gut, welches eigentlich unschätzbar und unbezahlbar ist, nicht wie einen Sack Erbsen kauft, versteht sich wohl von selbst. Indeß ist ein Baquet um zwölftausend Franken zu haben."

„Das ist häßlich!“ ließ sich eine Stimme vernehmen. Aber diese Stimme wurde auf der Stelle geschlagen. Die Cavaliers schossen Geld her und bald war die genannte Summe beisammen.

Nach Abwickelung dieser Angelegenheit, während welcher in der Versammlung unausgesetzt und in den verschiedensten Combinationen magnetische Proben gemacht wurden, erhob sich ein anderer Redner, welcher den Wunsch äußerte, es möchten nach dem Statut § 16, 17 und 18 die etwa anwesenden Fremden ersucht werden, das Local zu verlassen und es möge der Rest des Abends für intime und geheime Besprechungen verwendet werden. Als sich in diesem Sinne die Gesellschaft gesondert und geschlossen hatte, so daß nur die internsten Anhänger und Anhängerinnen der Lehre noch zurückgeblieben waren, eröffnete der Vorsitzende der harmonischen Gesellschaft eine eigenthümliche Berathung.

Es sei — hieß es hier — an der guten Gesundheit des Meisters nicht zu zweifeln und das umso weniger, als Monseigneur ja der Urquell der Gesundheit so vieler Anderer wäre. Allein zu leugnen sei auch nicht, daß der Meister sich dem Alter nähere, daß die magnetische Materie, mit welcher ihn die Natur so wunderbar ausgestattet habe, sich endlich erschöpfen müsse und daß mit dem einstigen Tode dieses Mannes ein

Gut und ein Geheimniß aus dieser Welt gehe, wie solches wohl nimmer würde ersetzt werden können. Seine magnetischen Jünger, sowie seine vorhin besprochenen Baquets möchten sich wohl der überkommenen Kraft erfreuen, aber sie wären nicht im Besitze jenes einzigen, Bestand gewährenden Geheimnisses, das der Meister in sich berge. Es wäre somit eine der bedeutendsten und dankbarsten Aufgaben der harmonischen Gesellschaft, von dem Meister sein Geheimniß für ihr ausschließliches Eigenthum zu erwerben.

Das würde platterdings unmöglich sein, war der Einwand, wer könne sich unterstehen, hierüber mit dem Doctor zu unterhandeln?

Das sei nicht so schwer, wie man glaube, war die Entgegnung; von maßgebender Seite werde versichert, daß Monseigneur nicht abgeneigt sei, gegen Garantie das Geheimniß an die harmonische Gesellschaft abzutreten.

So wurde eine Deputation gewählt, welche die Aufgabe hatte, mit dem Meister in Bezug auf sein Geheimniß zu unterhandeln.

Der Rest des Abends wurde „magnetisch" ausgefüllt. Auch mancherlei Hokuspokus lief mit ein, und Anderes. Männer und Weiber sollen sich schon vor der wichtigen Entdeckung gegenseitig angezogen haben und doch hatte — besonders bei den jungen, nervösen

Frauen — das Magnetisiren mit den Fingerspitzen gar überraschende Folgen.

Vor Schluß der Versammlung erklärte ein junger Marquis de Puységur, daß er bei der nächsten Zusammenkunft der harmonischen Gesellschaft eine Enthüllung zu machen im Stande sein werde, welche ganz Paris, ja die ganze Welt in Aufregung und Erstaunen setzen würde.

„Wir werden noch Wundervolles erleben!" sagte Einer zum Andern, „die Zeit ist groß!"

„Und die Menschen sind allmächtig."

— Und die Leute sind dumm.

* * *

Es bedurfte allen Einflusses der Geldbörsen, um den Langbärtigen und den Bartlosen — die treuen Diener zu bewegen, ihren Herrn zu verrathen. Endlich aber durch die Verhältnisse gezwungen, gaben sie an, wann Monseigneur von Grafen und Fürstinnen nicht besucht sei, und wann er den Augenblick habe, in welchem man ungestört mit ihm sprechen könne. Und so fand die Deputation der harmonischen Gesellschaft — auch Monsieur d'Annotte war dabei — glücklich Vorlaß beim Doctor. Dieser wollte eben zu Tische gehen, um sich bei Huhn und Champagner frischen Magnetismus zuzuführen. Er fragte die eintretenden Herren daher etwas unwirsch, was sie wünschten.

So mußten sie gleich mit der Farbe hervorrücken: Sie hätten vernommen, daß Monseigneur in seiner Menschenliebe und Generosität nicht abgeneigt sei, das Geheimniß der neuen Wissenschaft, welches Gott zum Wohle der Welt ihm anvertraut habe, unter dem Siegel tiefster Discretion einem Einzelnen, oder einer Corporation zu offenbaren, und sie wären da, um ihn zu bitten, für sein Geheimniß unbeschränkten Lohn zu fordern.

Der Meister ersuchte sie, Platz zu nehmen. Dann setzte er sich ihnen gegenüber, nahm aus seiner goldenen Dose eine Prise, bot auch den Besuchern eine solche an, und sagte: „Sie können sich vorstellen, Messieurs, daß es schmerzlich für mich ist, an das Ende meiner Tage zu denken. Aber schließlich: man ist Mensch von Fleisch und Blut, und trotz der, ich möchte sagen, ungeheuren Vortheile, die uns die Entdeckung des Magnetismus überliefert hat, dem Wege alles Irdischen anheimgegeben. Und so muß ich wohl daran denken, einen würdigen Erben zu finden für mein Mysterium, das mit ins Grab zu nehmen — vielleicht weise wäre. Würde eine einzige Ader eines Charlatans in mir fließen, ich möchte es kaum unterlassen, Ihnen die unendlichen Vortheile dieses Geheimnisses darzulegen, während es mir heute mein Gewissen gebietet, Ihnen, meine Herren, zu bekennen,

daß ich von Siegen, welche die Welt durch die Kenntniß meines Mysteriums erringen will, nicht überzeugt bin; denn es ist möglich, daß durch den plötzlichen Aufgang des neuen Lichtes die Welt geblendet werden und anstatt zur Höhe zu steigen, in den Abgrund stürzen könnte."

Die Abgeordneten der harmonischen Gesellschaft wiesen bescheiden darauf hin, daß ihr Verein, der nur aus Jüngern und Jüngerinnen des Meisters bestehe, und welcher die Fahne der neuen Wissenschaft durch Paris und Frankreich trage, daß dieser Verein vielleicht wohl der natürlichste und discreteste Erbe des Meisters, den der Himmel lange noch erhalte, sein dürfte. Dieser Verein sei nur in Verlegenheit, in welcher Weise er dem Meister für die Ueberlassung des unbezahlbaren Schatzes erkenntlich sein könne, und daher wollten sie höflichst gebeten haben, hierin einen Wunsch zu äußern.

„Ich will, meine Herren, wie immer, so auch in diesem Punkte aufrichtig sein," entgegnete der Doktor, und führte eine Prise zur Nase, die der Magnetismus sofort hinanzog. „Mein Geheimniß kann nicht zum Behufe der Befriedigung eines meiner Wünsche hingegeben werden, obwohl ich es einst selbst theuer bezahlt habe. Es ist gegeben, daß es von jedem Eigenthümer mit großen materiellen Opfern erworben werden muß, damit

Jedem der Werth desselben desto nachhaltiger im Gedächtnisse bleibe. Und so müßte ich von Ihnen, Messieurs, eine Summe fordern, die zu stellen Ihr Verein schwerlich zu bewegen sein dürfte."

Sie baten höflichst um Nennung des Wortes.

Monseigneur nannte zweimalhunderttausend Franken.

Hierauf bedankten sich die Abgeordneten auf das Verbindlichste und verließen das Haus.

* *
*

Die nächste Zusammenkunft der harmonischen Gesellschaft im Hotel Royal war eine der interessantesten der Saison.

Auf dem Programme stand erstens die Enthüllung, welche Marquis de Puységur in Aussicht gestellt hatte, und zweitens die Bekanntmachung des Resultates der Verhandlung mit dem Monseigneur.

Die Vereinsmitglieder waren vollzählig erschienen; Fremden war für diesmal der Eintritt gänzlich untersagt. Nur waren mehrere schwarzgekleidete und dicht verschleierte Damen anwesend, deren Mitgliederschaft man nicht constatirte.

Marquis de Puységur war einer der Ersten im Saale; er war eine der bedeutendsten Stützen der harmonischen Gesellschaft, einer der glühendsten Anhänger

des Doktors und einer der lebhaftesten Gesellschafter des Cirkels. Heute sah er sehr feierlich und etwas blaß aus.

Als er das Redepult bestieg, trat eine so lautlose Stille ein, daß man das Knistern der zahllosen Kerzen auf den Lustres zu vernehmen glaubte.

„Hören Sie eine Geschichte!" begann Marquis de Puységur. „Ich wohne in der Rue de Pont, Nr. 19. Die Inspectrice meines Hauses hat eine fünfzehnjährige Tochter — ein schönes Kind, ein interessantes Kind. Das Mädchen leidet an — nein, erfreut sich des Somnambulismus. Das Mädchen ist in Mondnächten niemals in seinem Bett, es ist gesehen worden tief in den Kellerräumen, es ist gesehen worden hoch in den Dachkammern des Hauses, es ist gesehen worden auf seinen nächtlichen Spaziergängen über den First der Dächer. Auf dieses Kind warf ich mein Auge. Es ist nervenkrank, es leidet Mangel an magnetischer Kraft. Ich erbat mir das Kind zur Untersuchung, ich erbat es mir zu einem Versuche. Es ist ein frisches, heiteres Mädchen, es sieht nicht aus, wie eine Kranke, es lacht und es scherzt, als es in meine Wohnung tritt, es macht sich lustig über meine Kunst des Magnetisirens. Ich verschließe die Thüre des Vorzimmers, ich verschließe die Thüre des Gemaches, ich verschließe die Fenster, ich bringe meinen Kanari und den Glasbehälter mit den

Goldfischen in eines der Nebenzimmer, ich bringe die Uhr zum Stillstand. Ich lasse das Kind Platz nehmen, ich setze mich ihm gegenüber und blicke ihm, ohne ein Wort zu sagen ins Auge. Das anmuthige Geschwätz des Mädchens verstummt, es wird ruhig, es schaut mich an, es bewegt sich nicht. Ich ziehe von meinen Fingern die Ringe, ich lege die Hände sacht auf ihre Locken — sie schaut mich an. Ich ziehe die Hände langsam zurück, meine Fingerspitzen berühren ihren Scheitel, berühren ihre Stirne — sie schaut mich an. Meine Fingerspitzen berühren ihre Schläfe, sie wird blaß, die Sterne ihrer Augen wenden sich nach oben. Ich verharre in gleicher Stellung, es sinken die Lider ihrer Augen. Ich lasse die Finger niederwärts gleiten bis zur Gegend des Herzens. Sie ist an die Lehne zurückgesunken und schläft. Aber sie schläft unruhig, sie athmet schwer und seufzt im Traume. — Ist Dir nicht wohl, mein Kind? flüstere ich. — Sehr — sehr wohl! antwortet sie schlummernd, und setzt bei: Ich habe sie gesehen. — Wen hast Du gesehen? ist meine Frage. Sie antwortet: Die Königin habe ich gesehen, sie mit dem Prinzen. — Welche Königin? — Frankreichs Königin Maria Antoinette mit ihrem lieben Knäblein. — Du mußt Dich wohl irren, meine Gute, entgegne ich, unsere Königin ist ja unfruchtbar. Frankreich hat acht Jahre geharrt und gehofft, es ist dessen satt.

Du mußt daher besser sehen! — Sie sind schon fort, lispelt das Kind, dann regt es sich, dehnt es sich, fiebert und schlägt die Augen auf und sieht erschrocken im Zimmer herum. — Hast Du geträumt, mein Kind? frage ich. Nein, sagt sie und legt ihre Hand an die Stirne: wie nur, daß ich hier eingeschlafen bin! Lassen Sie mich fort! — Ich begleite sie und frage noch an der Treppe: haben Sie wirklich die Königin gesehen? — Wer? ich? ruft sie erstaunt, wie kommen Sie nur zu dieser Frage, ich habe die Königin in meinem Leben noch nicht gesehen. — Und auch ihr Knäblein nicht, den Prinzen? — Hat sie denn auch einen Prinzen? frägt das Mädchen. — Ich entließ sie. Das war an diesem Tage. Und am zweiten Morgen nach diesem Tage fliegt die Botschaft durch Paris, die Sie alle überrascht vernommen haben werden, die Königin Maria Antoinette ist eines Prinzen genesen."

Das Auditorium war unruhig vor Aufregung. Nach einer Pause fuhr Marquis de Puységur fort:

„Ich erzählte die Thatsache und habe dafür folgenden Commentar: Ich habe mit dem Töchterchen der Inspectrice in diesem Sinne wiederholte Versuche angestellt; ich habe auch mit anderen Personen, welche nachtwandeln und gegen den Mond empfindlich sind, zahlreiche und mannigfaltige Proben gemacht; ich habe meine mag-

netischen Experimente modificirt, ich habe gefunden, daß es sensitive und nicht sensitive, elektrische und nicht elektrische Menschen gibt. Die sensitiven und elektrischen vermögen durch den Magnetismus in einen Zustand geistiger Vollkommenheit versetzt zu werden, sie vermögen — möchte ich sagen — ein Medium zu sein, durch welches wir mit der Unsterblichkeit verkehren. Ich habe vor Allem meinen Gedanken und meinen Willen auf den Gegenstand concentrirt und ich bin heute in der Lage, Ihnen Folgendes mitzutheilen: Das Naturgesetz, auf welchem die Wunder aller Zauberer und Propheten wurzeln, ist entdeckt. Der Magnetismus — ich spreche heute diesen Namen mit Schauern und heiliger Ehrfurcht aus — heilt nicht allein die Krankheiten des Körpers, er macht auch die Seele allwissend, allgegenwärtig, vielleicht allmächtig. Vernehmen Sie das: Ich habe mit Personen, die nervenzart und reizbar sind, Experimente unternommen; ich versetzte sie magnetisirend in Schlummer und sie haben mit verschlossenen Augen gelesen, sie haben in verschiedenen Sprachen geredet, deren sie in ihrem gewöhnlichen Zustande nicht mächtig waren, sie haben Fragen gelöst, welche sie in ihrem gewöhnlichen Zustande nicht annähernd verstanden hätten, sie haben Dinge gesagt, die erst geschehen mußten. Ein halbblöder Straßenräumer erbrachte mir gestern unter dem Einflusse

des Magnets den mathematischen Beweis der Sonnenellipse. Kopernicus, Kepler sind überflüssig geworden."

„Unglaublich!" hörte man eine Stimme im Auditorium.

„Messieurs!" rief der Marquis, „ich werde nicht bloß behaupten, ich werde beweisen! Ich rufe irgend ein Sensitiv auf! Ist Jemand hier, der sich eines besonders gesteigerten Nervenlebens erfreut, er melde sich. Nervosität ist keine Krankheit mehr; das unbehagliche Gefühl der Nervösen ist nichts anderes, als der unerfüllte Hang nach momentaner Befreiung aus den groben Banden des thierischen Organismus, als der unerfüllte Hang nach göttlichem Wirken in der ätherischen Welt. Wer sich dieses Gefühls bewußt ist, er sei gebeten."

Die Zuhörer schienen sich alle dieses unbehaglichen Gefühles bewußt zu sein, sie erhoben sich von ihren Sitzen, sie flüsterten, sie zitterten, viele erblaßten. Eine der schwarzgekleideten, verschleierten Damen näherte sich dem Marquis. Er fragte, ob sie bereit sei, sich dem Spargiren (dem magnetischen Streichen) zu unterziehen. Sie bejahte mit einem Neigen des Hauptes. Er bat, daß sie sich entschleiere; sie that es, sie war sehr schön und sehr blaß.

Nachdem die bekannte Procedur des Magnetisirens ein Weilchen gedauert hatte, nachdem der Dame sogar

das magnetische Band um den Nacken gelegt worden war, nachdem ihr der Marquis mehrmals zugerufen hatte: „Dormez!“ schlief das Medium ein. Hierauf fragte sie der Marquis de Puységur mit lauter Stimme, ob sie nichts Neues zu erzählen wisse.

„Ja,“ flüsterte sie in einem langgezogenen Hauch.

„Ei, so erzähle mir was!“

„Oh nein.“

„Weßhalb willst Du Deinem Freunde nicht aufrichtig sein?“

„Es ist ein Spion hier!“ lispelte die schlafende Dame, „er trägt einen Schleier. Reißt ihm den Schleier herab!“

Diese Worte drangen rasch durch den Saal, neue Aufregung, da suchte eine der verschleierten Frauengestalten den Ausweg. An der Pforte erhaschte sie ein Mann und riß ihr den Schleier herab; darunter war ein langer schwarzer Bart.

„Der Famulus des Meisters! Wieso kommt der zu solchen Schlichen?“

„Monseigneur ist kein Schwindler!“ stieß der Famulus hervor.

„Monseigneur? Wer wollte denn S o l c h e s behaupten?“

Der Langbärtige war fort.

„Ist der Spion nun fort?“ fragte der Marquis die schlummernde Dame. Sie schwieg.

Eine Stimme aus der Versammlung: „Sie soll erzählen, was unsere Deputirten bei Monseigneur ausgerichtet haben.“

„Bravo!“

„Du sollst mir sagen,“ sprach der Magnetiseur, seine Fingerspitzen gegen die Schläfe der Dame haltend, „was unsere Herren gestern beim Meister gemacht haben?“

Die Schlummernde hob ein wenig die Hand und schien sich zu besinnen, dann flüsterte sie: „Zweimalhunderttausend!“

„Was dann!“

„Zweimalhunderttausend. Sonst nichts.“

„Wunderbar! Wunderbar!“ rief Monsieur d'Annotte vom Nebentische her. „Auf Ehre, die Summe war bisher unser Geheimniß. Wir sollten sie erst heute offenbaren!“

„Aber denkbar ist doch allerlei!“ bemerkten Andere. Einer schlug vor, Marquis de Puységur möge seine Kunst an einer ganz fremden Person, die man ihm wählen und zuführen werde, versuchen. Und nicht lange hernach, so brachte man ihm eine Magd aus dem Küchenpersonale des Hotels. Sie war nicht mehr jung und

sehr mager und hatte ein so läppisches Benehmen und ein so einfältiges Gesicht, daß Alles durch ihren Anblick in Heiterkeit gerieth.

„Das ist auch eine Nachtwandlerin. Nun wird man sehen, was die neue Erfindung des Marquis de Puységur aus diesem Sensitiv machen wird."

Der Magnetiseur begann sein Werk. Er erfaßte die Hände des Mediums und drückte seine Daumen zwischen ihre Daumen und Zeigefinger. Nach wenigen Minuten hub die Person an, sich wie in einem starken Frost zu schütteln, dann griff sie seufzend nach dem Hinterhaupte und begann an ihren entblößten Armen zu reiben. Hernach schien sie zu erstarren, richtete sich auf, beugte sich nach rückwärts, schlug die Hände zusammen, sank wieder auf den Stuhl und schlief. Nach kurzer Zeit begann sie wie träumend zu flüstern, aber der Marquis verstand sie nicht. Er stellte einige Fragen; man verstand die Antwort nicht. Dann gab sie durch Pantomimen zu verstehen, daß sie Schreibzeug wünsche. Man stellte ihr ein Tischchen mit Schreibzeug hin. Andere drängten sich höchst erregt herbei; man wußte, daß die Magd des Schreibens nicht kundig war. Und sie schrieb auch nicht, sie zeichnete. Sie zeichnete das Haupt eines Mannes mit starrem Auge und wild zerrissenen Locken. Den Versammelten graute, als sie das

Bild sahen, aber sie wußten nicht, wer es sein und was es bedeuten sollte. Die Magd zeichnete auch noch etwas Anderes, was sie ebenfalls nicht kannten; es waren zwei aufrecht stehende Balken, oben mit einem Querbrett, unten mit einem Block.

Als die Magd zu sich kam, war sie selber erstaunt vor dem Bilde, das sie im Schlummer gezeichnet hatte und sie konnte so wenig angeben, als die Sachkundigen, was die Zeichnung zu sagen hätte. Man wußte nicht einmal, hatte Marquis de Puységur gesiegt, oder hatte er sich blamirt. — Erst nach der Revolution gaben die Anhänger Mesmers und Puységur's an, daß sie das tief prophetische Bild der Küchenmagd vom Hotel Royal nun verstünden — es stelle nichts Anderes dar, als — Robespierre und die Guillotine.

Während nun in dieser Versammlung der harmonischen Gesellschaft der eine Theil sich leidenschaftlich mit den Somnambulen beschäftigte, gab sich ein anderer leidenschaftlich der Debatte hin über die Zweimalhunderttausend! Die Hellseherin hatte recht gesehen, die Abgeordneten bestätigten es, Monseigneur hatte für sein Geheimniß zweimalhunderttausend Franken begehrt. Einige waren über diese Ziffer empört, Andere sagten, so lange man das Geheimniß nicht kenne, könne man auch über den Werth desselben nicht sprechen, wenn man sage, der

Preis sei zu hoch, so möge man auch sagen, der Preis sei zu niedrig.

„Aber der Verein bringt die Summe nicht auf.“

„Eine Gesellschaft von reichen Cavalieren und kein Geld haben für den Quell der Wohlfahrt!“

„Der beste Quell der Wohlfahrt ist das Geld — das Geld ist die Gesundheit, das Geld ist die Weisheit, das Geld ist die Allmacht.“

„Nur weiter! Das Geld ist der Eigennutz, das Geld ist die Niedertracht, das Geld kann auch die Dummheit sein.“

„Monsieur!“

Es kam zu heftigen Scenen, bis plötzlich das Mitglied d'Annotte einen Sonderausschuß für die Berathung beantragte, und in diesem Sonderausschusse einen verruchten Vorschlag machte.

„Wenn wir für das Geheimniß des Deutschen kein Geld ausgeben wollen, Messieurs, und wenn wir die geniale Entdeckung unseres Mitgliedes, des Marquis Puységur alsogleich praktisch verwerthen wollen: magnetisiren wir den Monseigneur!“

Der Sonderausschuß blieb sprachlos vor Erstaunen.

„Magnetisiren wir ihn. Seine nervöse Natur hat doch alle Eigenschaften des Somnambulismus. Versetzen wir ihn in den Zustand der Clairvoyance, und

er sagt uns das Geheimniß umsonst — umsonst, Messieurs!"

Der Sonderausschuß blieb noch lange sprachlos vor Erstaunen, bis endlich ein Mitglied das Wort ergriff und sagte: „Die Idee ist so über alle Maßen niederträchtig, daß sie göttlich ist. Was sagt Marquis de Puységur dazu?"

Marquis de Puységur lächelte nur.

* * *

Eines Abends meldete sich ein fremder Herr im Hotel des Wundermannes und stellte die Frage, ob Monseigneur heute noch zu sprechen sei.

„Monseigneur ist heute nicht mehr zu sprechen," antwortete der Schwarzbärtige.

„Nun frage ich, mein Bester, mit diesem Dinge hier, ist er heute noch zu sprechen?"

Der Famulus blickte auf den Gegenstand in des Fremden Hand und als er sah, daß „dieses Ding" eine kleine Rolle von Dukaten war, antwortete er: „Monseigneur ist heute noch zu sprechen".

Dem Doktor wurden drei Herren gemeldet aus der harmonischen Gesellschaft.

„Entrez!"

Das Wohngemach des Meisters war durch eine

einzige, rothbeschirmte Lampe sehr matt beleuchtet. Die hohen Fenster waren enthüllt, durch dieselben fielen die blassen Ströme des Vollmondes auf den bunten Fußteppich, dessen Blumen und Rosen in dem magischen Scheine aus dem Fußboden zu wachsen schienen. Monseigneur war in seinem Hauskleide, einem langen, dunkelfarbigen Talare.

„Mein Negligé! Ich entschuldige mich nicht meine Herren, wir sind entre nous!" sagte er und reichte Jedem die Hand.

„Entre nous!" wiederholten die Ankömmlinge und ließen sich auf die angebotenen Plätze nieder.

„Für die späte Abendstunde, in der wir erscheinen, entschuldige uns die wichtige Angelegenheit, welche uns hierhergeführt," nahm Monsieur d'Annotte das Wort.

„Im Falle die Angelegenheit nicht allzu dringend wäre, möchte ich die Herren vor allem einladen, mit mir eine Bouteille Wein zu trinken."

Nach wenigen Sekunden, als ob Alles schon vorbereitet gewesen wäre, standen die Flaschen und Trinkkelche auf dem Tische.

Der Meister hob das erste Glas: „Auf Ihr Wohlsein, Messieurs! und besonders, Marquis de Puységur, auf die Zukunft Ihrer Entdeckung!"

Sie stutzten, aber sie stießen an.

„Ich habe,“ fuhr der deutsche Doctor fort, „mit Vergnügen vernommen, wie geistvoll und wie erfolgreich Sie die neue Wissenschaft weiterführen; meine Experimente in Ihrem Sinne gaben mir kein befriedigendes Resultat; ich wünschte, einer Ihrer Proben beizuwohnen.“

„Eine Ehre!“ sagte der Marquis, „heute fehlt leider das Medium.“

„Was wollen Sie für ein Medium? Versuchen Sie mich!“

— Das geht ja merkwürdig gut, dachten sich die Herren aus der harmonischen Gesellschaft.

Der Marquis redete dagegen, der deutsche Doctor bestand darauf, er wollte sich von der Wirkung persönlich überzeugen. In wenigen Minuten saß er auf dem Fauteuil, in welchem er Hunderte magnetisirt und ihrer Bestätigung nach geheilt hatte.

„Was werden Sie mich sehen lassen, Marquis?“ fragte der Doctor.

„Was Monseigneur belieben.“

„Ei, so wollte es mich doch gelüsten, zu sehen, was in diesem Augenblicke Ihre Majestät, die Kaiserin Katharina von Rußland macht.“

„Unter allen Umständen, Monseigneur?“ fragte lachend einer der beiden anderen Herren, die gewissermaßen als Zeugen fungirten.

„Unter allen Umständen," antwortete der Meister.

„Ich werde mein Möglichstes thun," sagte der Marquis de Puységur, wirklich auf die Macht seiner innewohnenden Fähigkeit bauend, jedoch das Wort in anderem Sinne meinend, als er dasselbe von seinem Medium aufgefaßt wissen wollte.

„Nun — im Namen des ewigen Geistes, der lebt und webt in der Natur von Ewigkeit zu Ewigkeit — voran!"

Marquis de Puységur begann die Streichungen. Lange blieb der Meister in seinem gewöhnlichen Zustande und er beobachtete die Bewegungen des Magnetiseurs und die Wirkung desselben auf sich. Allmählig wurde sein Blick starr, seine Glieder begannen zu zittern, doch ging diese Bewegung bald in die Ruhe des Schlummers über. Der Marquis operirte noch eine Weile fort und glaubte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um das Medium noch fester zu binden. Dabei blinzelten sich die drei Männer aus der Harmonischen verständnißvoll mit den Augen zu.

„Monseigneur," lispelte dann der Magnetiseur, „die Kaiserin! erhebt sie sich nicht eben vom Throne?"

Nach einer kleinen Weile antwortete das Medium schleppend: „Ja, eben — vom Throne."

„Und kommt auf Dich zu?"

„Schön ist sie nicht" murmelte das Medium.

Der Marquis: „Aber mächtig!"

Das Medium: „Sie winkt ihrem Liebling."

Der Marquis: „Er flüstert ihr etwas ins Ohr, nicht wahr?"

Das Medium: „Er bietet ihr den Arm."

Der Marquis: „Und erzählt ihr von dem Geheimnisse des Wundermannes zu Paris!"

Das Medium: „Oh, die Schleppe!"

Der Marquis wird verlegen, daß der Mann auf seine Fragen nicht eingeht. Schon steht ihm — als spiele der Magnetismus wieder auf ihn zurück — der Schweiß auf der Stirne. Er nimmt sich zusammen und beginnt wieder: „Ihre Schleppe sollten ja Pagen tragen? Aber die hat sie fortgeschickt — die Kaiserin Katharina — sie will mit ihrem Liebling allein sein?"

Das Medium: „Sie will ihm was vertrauen."

„Nichtwahr?" sagte der Marquis aufathmend.

Das Medium: „Lauter! — Lauter, Majestät!"

Der Marquis: „Sie sagt ihm das Geheimniß des Wundermannes?"

„Ja!" haucht das Medium lebhaft, „ja, sie sagt es!"

Der Marquis: „Was sagt sie denn?"

Das Medium scheint sehr angestrengt zu horchen, dann murmelt es mit fallendem Tone: „Ei, nein doch, Majestät!"

„Was sagt sie?" fragt der Marquis, und sein

Antlitz ist todtenbleich und seine ausgestreckten Arme zittern. Das ist der entscheidende Moment.

„Was sagt sie?"

„Ach!" flüstert Monseigneur, immer mit geschlossenen Augen: „Majestät, das — das ist nicht höflich."

„Was sagt die Kaiserin Katharina?"

„Sie sagt —" das Medium brach ab, als wäre es durch etwas unterbrochen worden. Der Magnetiseur stand bewegungslos wie eine Säule aus Stein.

„Sie sagt —?"

„Sie — — sagt, der — Marquis de Puységur sei ein Esel." — —

Der Marquis war zurückgefahren, als hätte ihm Jemand mit der Faust einen Schlag ins Gesicht versetzt. Die Zeugen stießen einen Laut der Ueberraschung aus.

Monseigneur öffnete die Augen und erhob sich langsam vom Sessel.

Der Marquis zog wüthend den Degen. Der Meister schien über diese Bewegung sehr verwundert. Er fragte:

„Weßhalb, Marquis?"

„Widerrufen Sie!"

„Ich? was soll ich widerrufen?"

„Widerrufen Sie!"

Noch zu rechter Zeit mengten sich die zwei anderen

Herren in den Handel und Monsieur d'Annotte erklärte, daß Monseigneur unmöglich widerrufen könne, was die Kaiserin Katharina gesagt habe.

Das half sehr wenig. Der Marquis de Puységur war rasend und schrie dem Doctor zu: „Sie sind ein Schwindler!"

Monseigneur antwortete Jenem mit aller Gelassenheit: „Sie sind auch ein Schwindler."

Der leidenschaftliche Marquis schleppte die Sache rasch zu Gerichte. Der bedachtsame Deutsche schlug aber vor, sich auf dem Wege der Güte zu einigen, damit nicht die Gloire Beider vor der Oeffentlichkeit bemakelt werde. Die sogenannte Akademie der Wissenschaften und die medicinische Fakultät sei der neuen Lehre ohnehin feindselig genug. Und thatsächlich hatte man von dieser Seite aus die Sache bereits als Humbug erklärt und gesagt: Das Streichen und sonstige Berühren sei zum Magnetisiren ebenso überflüssig, als das Baquet mit allem Zubehör, es komme überhaupt nur auf die Absicht und den Willen des Magnetiseurs, und auf den Glauben des zu Magnetisirenden an. Dieser feste Glaube und die Einbildung sei bei nervösen Personen genügend, in den Zustand höchster Aufregung oder Verzückung zu versetzen.

Dagegen waren wieder Flugschriften erschienen, welche

in glühender Begeisterung mehr hinreißend als überzeugend für die neue Lehre über den Magnetismus und für ihre Vertreter scharfe Lanzen brachen. Man wußte nicht, wer diese Broschüren geschrieben; eine Sage ging, daß sie ein armer Fischerjunge im Zustande des Hellsehens verfaßt hätte.

Immerhin aber schien das System erschüttert zu sein.

So gaben die beiden Magnetiseure vor Gericht an, sie achteten sich gegenseitig nach wie vor, und keiner von ihnen könne dafür, daß er von einem boshaften, neidischen Dämon mißbraucht worden sei, den Andern zu beschimpfen. Und es kam zu Protokoll: „Nichts ist zu widerrufen, weil nichts gesprochen worden ist. Nur — die Kaiserin Katharina hat's gesagt."

Monsieur d'Annotte unterschrieb sich als Zeuge. Das war um zehn Uhr Vormittags. Um eilf Uhr hatte er Zahnschmerz.

An jenem siebzehnten Juli.

Die Handschrift dieser Erzählung beginnt mit einem herben Ausfalle gegen die Treue Gottes. Das Weitere lautet also:

Am 10. August 1875 standen wir vor dem Altare und sagten Ja zu den Rechten und Pflichten der Ehe, die uns der Priester verlas. Ein schönes, zwanzigjähriges Mädchen führte ich heim in mein stilles Haus. Gestern noch ein träumender Junge, in Hoffnung und Sehnsucht vergehend und in Angst zugleich — denn ich wollte es nicht glauben, daß mein Geschick, trotzdem es mich eigentlich noch nie betrogen hatte, so über alle Maßen hold sein sollte, mir das Einzige und Einzigste zu geben, mir den rosigsten aller Träume zu verkörpern. Und heute hatte ich ein Weib, *mein* Weib, und die menschliche Satzung und das Gesetz des Staates hatten einen ehernen Schutzwall gebaut um mich und mein Glück. Ich sah ihr zu, als sie am Herde stand und mir das erste Mittagsmahl kochte — die häuslichen Arbeiten, die sie mit echter Frauengrazie verrichtete, schienen mir wie ein Cultus

— und sie die Priesterin. Nein, das ist nicht das richtige Erzählen; ich kann aber nicht anders! wenn ich an jene Tage denke, muß ich überschwänglich jubeln, oder — lautlos sein.

Im nächsten Jahre, am 21. Mai war's, an einem Sonntag, wurde das Kind geboren. Wir haben es erwartet mit Bangen und Lust, wir haben ihm ein Bett bereitet, wir haben ihm einen Namen gegeben, wir haben ihm ein Leben vorgeträumt, ein reiches, stolzes, herrliches Leben — noch bevor es da war. Ein Knabe war's. Selbstverständlich — wir hatten kaum einmal an die Möglichkeit gedacht, daß es ein Mädchen sein könnte; wir erschraken vor dieser Möglichkeit erst jetzt — da es ein Knabe war.

Der Mann ist immer undankbar, auch in seiner heißesten Liebe. Das Weib ist sein Anfang, das Weib ist sein Himmel, das Weib ist seine Rettung — aber das erste Kind soll stets ein Knabe sein. Und die Mutter, sie jauchzt auf, wenn sie sieht, ihr junges, neues Leben ist das Ebenbild dessen, den sie über Alles stellt auf Erden.

Ein Knabe war's. Ein Junge gesund und kräftig und als er schrie, da war es kein Kindergeschrei mehr, es war meines Kindes Jauchzen, Sprechen, Befehlen. Mit der Wärterin lag ich in beständigem Hader. Warum ich das Kind nicht nach Herzenslust kosen, auf den

Händen tragen dürfe Tag und Nacht — es war ja mein, mein Eigenthum! — Es sei aber nicht wohlgethan, man müsse es schlafen lassen. Das Pflänzlein sei noch allzuzart .... Allzuzart? Da begann die Angst und das Beben. So oft es erwachte, so oft es schluchzte, und vollends so oft ich einen unregelmäßigen Laut und Athemzug hörte, durchfuhr es mich, wie ein Schreck. Es sollt' ja schlafen, schlafen, daß es sich stärke — ein allzuzartes Pflänzchen. Die Mutter war viel gelassener als ich, aber — ich verwette meine ewige Seligkeit — es erging ihr nicht besser als mir. Ich nahm es wahr, als sie eines Tages für das Kind ein Schutzengel-Bild kaufte. Sie glaubte es zwar mit christlicher Zuversicht, daß der Schutzengel, den jeder Mensch bei seiner Geburt von Gott zugewiesen erhält, allzeit unsichtbar an dem Bettchen des Kleinen wache; aber ihre Sinne verlangten mehr als ihr Glaube; sie wollte den Engel, ihres Kindes göttlichen Hort, sie wollte ihn *sehen*; und sie wollte diesem Engel zu Lieb' und Ehr' ein Bildniß errichten. Und so ließ sie denn ein aus weißem Marmor kunstvoll gemeißeltes Schutzengel-Bild über dem Bette des Kindes an der Wand aufstellen. Die Statue mit ihrem schön gefalteten Fittichmantel hatte beiläufig die Größe des Kindes und prangte auf einem kunstvoll gearbeiteten Postament, das an der Wand befestigt war. Auf einer

symbolischen Kugel stehend, hielt der Engel in der linken Hand einen Palmzweig, in der rechten hoch gehoben, wie segnend und krönend einen Kranz — so blickte er mit liebevollem Antlitze nieder auf unser schlummerndes Kind.

Wir freuten uns an diesem sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnade, und dankten Gott, daß er dem Menschenkinde seinen Engel sende, der es begleiten werde auf allen Wegen. Ja, das Knäblein selber lächelte, als es die liebliche, weiße Gestalt über sich erblickte, und da waren wir schon eifersüchtig, daß es der kalten Marmorstatue gelang, uns um einen Blick aus dem Kindesauge zu verkürzen.

Die Wochen vergingen, die Zeit lief schneller als sonst; der Tag hatte ja doch nur vierundzwanzig Stunden und unser waren nun drei, sie zu verleben.

Das Kind würde immer noch herziger werden, sagten die Leute, bis es erst zwei Jahre alt sei, und anfange zu stammeln. Noch herziger? Ist denn hier eine Steigerung möglich beim eigenen Kinde? Und stammelt es nicht schon jetzt? Als ob es nicht jetzt schon verstünde, was Mutter und Vater sagen, ja selbst was sie denken; als ob es nicht auf Alles schon Red' und Antwort gäbe mit jedem Laut, mit jeder Miene! Das ist ja ein außerordentliches Kind!

Und recht hatten sie doch. Der Knabe wurde von

Tag zu Tag noch „herziger." Jetzt war erst ganz und rein das Auge da, jetzt waren die Locken da, und die kleine Seele wachte auf. Ich wollte ihn schon erfreuen durch Gaben, wollte beginnen, zu formen, zu bauen an seinem Geiste — er war noch nicht drei Monate alt. So heiß verlangt es die Eltern, dem Kinde zu geben, da sich lange noch nicht die Organe gebildet haben, um zu empfangen. Die Händchen fassen wohl an, lassen aber wieder fallen; ihr möget sagen, die Habsucht sei im Menschen schon früher da als der Bedarf. Aber nein, mein Kind gab tausendmal mehr, als es empfing es gab mir — ach, wie soll ich's denn sagen, ohne überschwänglich zu werden! — Glück und Alles gab mir ja mein Weib, und das Kind gab es mir wieder, und ich lechzte stets von Neuem darnach, als hätte ich's vorher nicht besessen. Und wenn es schlummerte, da standen wir still an seinem Lager und hielten uns umschlungen; und wie an der Wand das sichtbare Bild des göttlichen Schutzes prangte, so lag vor uns sichtbar die Liebe da, die uns einst durch leise und immer dichtere Bande zusammengeführt hatte, bis sie allmächtig geworden war, wie das Leben, und stark wie der Tod. Diese himmlische Gewalt, der wir anfangs von Ferne lauschten, wie das Kind der rieselnden Quelle, mit der wir dann spielten, wie der Knabe mit dem glitzernden Bächlein, in die wir uns hernach

hineinwagten, wie der Jüngling schwimmend den Fluß durchgleitet, und die uns endlich in wilder Macht mit sich fortriß, wie der tobende Strom den Schiffbrüchigen — diese Gewalt lag nun menschgeworden vor uns da. Wir hatten uns vereinigt, waren Eins geworden, wir glaubten und wußten es ja. Und nun, erst in dem Kinde lag das Wesen der Einheit. Was will ich denn sagen? Nichts, nichts, als daß wir nur in unserem Kinde lebten..

Da war der 17. Juli. Ihr müßt ja alle von diesem 17. Juli wissen; ein schwüler sonniger Tag. Nach der Essensstunde, als das Kind schlief, ging ich in den Baumgarten, um für dasselbe nach einem Schmetterling zu spähen, wie diese Thierchen an solch heißen Tagen träge umhertaumeln und leicht zu fangen sind. Es schwärmte sonst immer der bunten Falter die Menge unter den Apfelbäumen herum, heute tanzte nur ein einziger Baumweißling im Schatten auf und nieder; ich denke noch, wenn kein bunter da ist, so muß der weiße auch gut sein und hasche. Ein paar unreife Aepfel fallen plötzlich vor mir nieder auf die Erde — ich hasche nach dem Schmetterling.

Jetzt ruft mein Weibchen aus dem Küchenfenster heraus, ob ich's nicht auch verspürt hätte? Es müsse ein Erdbeben gewesen sein, alle Pfannen und Töpfe an der Wand hätten geklirrt. Ich entgegne ihr darauf ein

paar verwundernde Worte und gehe mit linden Schritten der Hausthür zu. Am offenen Fenster vorüberkommend, sehe ich im Zimmer eine leere Wand; — es steht ja sonst der Schutzengel an derselben. — —

Als ich in's Zimmer trete, finde ich die Statue des Schutzengels im Bettchen auf dem Kinde liegen — die Palme hoch erhoben, die Krone dem Knäblein in die Stirne gedrückt. — Kein Lebenszeichen mehr, kein Athemzug, kein Pulsschlag — todt ....

Die zwei Tage, da wir das Kind noch in unserem Hause hatten, stand meine Gattin an der kleinen Bahre und weinte still. Wer sein todtes Kind gesehen hat! Es ist nichts so still und leblos auf Erden, als ein todtes Kind. Selbst unser Schmerz wird bei solchem Anblicke still und ohnmächtig.

Wir begleiteten den Sarg auf den Kirchhof. Und als wir zurückkamen und das Bettchen leer fanden, da brach plötzlich die Verzweiflung aus. Mein Weib erfaßte die Schutzengelstatue, welche noch im Winkel stand und schleuderte sie an die Wand. Die Trümmer klirrten nieder, mein Weib brach ohnmächtig zusammen.

— Und jetzt, wenn das Zweite kommen wird? Die Freude ist groß; die Angst ist noch größer. Denn wir haben keinen Schutzengel mehr.

Signore Guillelmo.

In Mailand ist der Mann bekannt. Mit vier Hengsten bespannt, mit zwei Domestiken besetzt rauscht sein Wagen durch die Gassen, die Räder haben vergoldete Speichen; das Quadernpflaster sprüht unter diesem Gespanne mehr Funken, als unter der Carrosse des Königs von Italien. Mein Bruder, der, einst österreichischer Finanzbeamter in Mailand, heute noch dort lebt, schreibt mir den wahren Namen des Mannes, bittet aber gleichzeitig, denselben nicht öffentlich zu nennen, da man über ihn dann nicht sagen könne, was wahr ist. Der Mann hat unter dem Namen Alphonso Guillelmo Reisen gemacht; man findet ihn häufig in den Fremdenbüchern der Schweiz und des Rheins. Wir behalten diesen Namen bei.

Die Mailänder krochen vor Signore Guillelmo, weil er viel Geld hatte, oder sie verwünschten ihn, weil er keins gab. Er könnte, heißt es, den Dom von Mailand mit Dukaten decken lassen; er könnte, heißt es, auf fünfzig Jahre lang alle Armen von Mailand sättigen

und kleiden; er könnte, heißt es, die Staatsschuld Italiens tilgen und mit dem Reste den Bankerott der schönen Stadt Florenz löschen. Er könnte es und thut es nicht. Wie verächtlich! Wir — ich, die Leser, die Zuhörer — ich bin ganz überzeugt, wir würden es an seiner Stelle thun. — „O Signore Guillelmo, denke, daß du sterblich bist, daß du deinen Reichthum verlassen mußt, daß deine Erben lachen werden, während du deinen Geiz in der andern Welt theuer büßen mußt. O, Signore Guillelmo, ich möchte nicht in deiner Haut stecken. Du schauderst, wenn du daran denkst, wie du von deinen Reichthümern scheiden mußt; vielleicht schauderst du auch, wenn du denkst, wie du zu deinen Reichthümern gekommen bist!“ — So rufen die Bettler an den Straßen, die vergebens ihre Hüte und ihre braunen, dürren Hände nach dem Krösus ausstrecken. Er gibt kein Almosen, keine Gastmahle, keine Feste, er baut keine Kirchen, keine Schlösser, um Geld unter die Leute zu werfen, nicht einmal beim Schneider bestellt er für sich das feinste Tuch und den feinsten Schnitt.

Sein Name steht auf der Firmatafel eines großen Bankhauses; nicht er, das Bankhaus fährt auf dem vierspännigen Wagen mit den goldenen Speichen. Er wohnt in einem kleinen Hause am Ende der Stadt, in der Richtung gegen den Lago Maggiore. Sein Antlitz

ist gebräunt in der Sonne Italiens, sein Haar ist grau, wie die Ferner des Monte Rosa, des Mont Blanc und der Jungfrau, die auf Mailand niederleuchten.

Man hat ihm gerathen, daß er für die Gefahren eines Volksaufstandes einen Wall ziehe um sein Haus. Auf diesen Rath sah man ihn lachen. Bei den Arbeiterunruhen im Jahre 1876 trug ihm der Gouverneur militärische Bedeckung an, er lehnte ab. Ein einziger Steinwurf traf die Wand seines Wagens — der Steinwurf war dem Golde an den Rädern vermeint. Die goldenen Räder aber waren nichts, als rollende Reclame für die Firma Guillelmo.

Signore Guillelmo weiß um den schlimmen Ruf, in dem er steht, doch verzieht er darob keine Miene. Er ist immer höflich, immer kühl; Fremde merken ihm den Sarkasmus nicht an, mit dem er die Welt zu betrachten scheint. Nichts ficht ihn an, nichts bewegt ihn, nichts lockt ihn — er ist souverän. Das Geschäft, welches sich in tausend Fäden über Länder und Meere zieht, leitet er mit den wenigen Federstrichen seines Namenszuges. Er betrachtet den ganzen Organismus als eine Maschine und sich selbst in derselben als die Feder. Eine Feder aus Stahl, die sich nur biegt, um nicht brechen zu müssen. Ohne Blut, ohne Herz, ohne Lust, ohne Schmerz — armer Signore Guillelmo!

* * *

Im August des Jahres 1878 unternahm ich eine Reise nach Tirol und in die Schweiz. Ich hatte für diese Reise jahrelang Vorbereitung getroffen; ich hatte dreimal auf meine vierzehntägigen Ferien verzichtet und dieselben anderen meiner Amtsgenossen zu Gute kommen lassen, die nun für mich eintreten mußten; ich hatte mir manchen Genuß versagt und als ich merkte, daß die Ersparnisse trotzdem für die projektirte achtwöchentliche Reise nicht langen wollten, verzichtete ich seit beiläufig zwei Jahren auf das Gläschen Wein am Abende.

Dieses Gläschen Wein hat mir sonst manches Stündlein vergoldet, hat mir die Kehle gereinigt von dem Kanzleistaub, hat manchen Brocken im Magen gelöst, den ich im Amte zu verschlucken gehabt hatte. Nun kam das „Quellwasser“ der Mur, welches vom Reservoire am Rosenberge aus in alle Häuser von Graz springt — dieses Wasser kam nun in's trauliche Glas, wo sonst mein lieber Radkersburger gefunkelt hatte.

Aber man glaubt es nicht. Genau das, was man in's Glas hineindenkt, trinkt man aus demselben heraus. Was Wasser, Murwasser! Echter, rubinrother „St. Magdalener“ war es aus Bozen, rheingrüner Johannisberger war es, goldfunkelnder Neuenburger, herrliche

Tropfen, wie ich sie auf meiner projectirten Reise schlürfen würde. Und seht, diese zweijährige Kaltwasserkur hat mein Geldtäschchen ganz außerordentlich gestärkt und so konnte ich denn die Reise in bester Zuversicht antreten.

Von Tirol ist nichts zu erzählen, als lauter Jubel. Sechs Wochen habe ich geschwelgt in diesem herrlichen Lande bei den Prachtmenschen — weiß Gott, in diesem Alpenvolke steckt ein Kern, vor dem Unsereiner aus der Großstadt Respect bekommt. Vom Glockner bis zum Ortler bin ich gewandert mit dem Griesbeil und mit dem Ränzlein, ein glückseliger Narr. Jünger bin ich geworden, alle Wochen um ein Jahr.

Ich hätte mich begnügt mit Tirol; aber weil es im Plane stand, so mußte ich auch in die Schweiz. Entweder, es war drüben so wunderbar, als herüben, dann lohnte es sich, oder es fiel ab, dann lohnte es sich auch, zu wissen, daß unser Tirol größer dasteht, als die stolze Schweiz.

Nun, ich habe den Unterschied gesehen, ich will ihn später einmal darstellen, wenn ich weiß, daß mich kein Tiroler und kein Schweizer hört. Heute erzähle ich nur die kleine Geschichte.

Aus dem oberen Vinschgau wollte ich in's Engadin hinüber. Ich habe die Gewohnheit, stets ohne Führer zu wandern; ein gutes Reisebuch, eine gute Karte, ein

guter Compaß und ein gutes Fernrohr sind meine vier Begleiter, denen ich mich vertraue, die mich nur täuschen, wenn ich mich an ihnen täusche. Das letztere geschah nun allerdings bisweilen, aber nur das einemal ganz unerhört — eben damals, als ich vom Vinschgau in's Engadin hinüber wollte. Wer das Gebirge nicht kennt! Eines Tages, als ich, vom gewöhnlichen Touristenwege abgewichen, zum hohen, ziemlich unwirthlichen Ferningpaß hinanstieg, überraschte mich der Nebel — ein bleigrauer feuchter Nebel, durch welchen ein eisiger Wind pfiff. Der Wind machte mir Hoffnung, daß der die Bergmulden herniedergewallte Nebel wohl bald wieder verfliegen werde; aber dieser Wind trieb immer noch dichtere Massen mir entgegen und ich wurde nun gewahr, daß es keine isolirten Nebelzüge waren, wie sie manchmal im Gebirge herumtreiben, sondern, daß ich in den Wolken stack, welche sich vielleicht über das ganze Land zu einem behäbigen Regen verbreiteten.

Buch und Fernrohr waren unter solchen Umständen überflüssige Freunde geworden; um so wichtiger der Compaß, die Karte, mittelst welchen ich mir nun den Weg zu bestimmen suchte. Der Grasboden hatte sich längst in Moosboden und dieser in einem unbegrenzten Gerölle von weißen Steinen verloren. Kein einziger Baum stand mehr da, auch kein dürrer, geknickter, ent-

rindeter mehr. Die weißen Steine hatten kohlschwarze Flecken und in Eis und Schnee abgestumpfte Kanten. Es waren die Wälle der Moränen zu übersteigen, es waren kraterartige Tiefen zu umgehen — es war ein verdammlicher Weg! Mein guter Compaß! Seine ganze Aufgabe war, daß er mir die Weltgegenden zeigte; daß mir diese Weltgegenden nichts halfen, weil der Weg, den ich vorwärts zu gehen hatte, mit Eis und Stein verlegt und schließlich mit erschreckend wüsten Felswänden vermauert war — was konnte er dafür!

Ich mußte mich wenden; nach links that ich's, weil ich glaubte, wenn der Nebel nicht wäre, so müsse da links unten das lange Thal des Engadin heraufblauen. Heute weiß ich besser, was ich in jener Richtung gesehen hätte, wenn der Nebel nicht gewesen wäre: die wilden, in ihren Hochschluchten unerforschlichen Wände der Rulora. Diesen steuerte ich unbewußt zu, wand mich zwischen den schwarzen Augen mehrerer kleineren Seen über Felsblöcke hin, bis aus dem Nebel mir die Wand des (heute kenne ich den Namen) vorderen Zinker entgegendunkelte. Ich war ganz rathlos; ich hatte keinen Anhaltspunkt mehr, denn die Richtung, welche Compaß und Karte mich gehen hießen, war total unpassirbar.

Umkehren!

Sie wissen, meine verehrten Leser, wie ungerne man

umkehrt, sei es auf einem verfehlten Weg im Gebirge, sei es auf einem verfehlten Weg im Leben. Mir wurde jedoch damals das Umkehren eigentlich leicht, denn ich hatte keine Wahl. Vorerst kauerte ich mich zwischen zwei Steine hinein, um mich vor dem scharfen Winde zu schützen, aß ein Stück Brot und trank etliche Tropfen Schnaps, den einzigen Vorrath, den ich noch bei mir hatte. Was brauchts denn weiter, in drei oder vier Stunden bin ich wieder bei der oberen Holzschlägerei im Vinschgau. — O, des Leichtsinns!

Ich fand nicht mehr zurück.

Ich irrte stundenlang in den Steinwüsten und im stürmischen Nebelmeere umher und fand den Ausweg nicht. Als meine gewöhnliche Kraft zu erlahmen drohte, half mir die Wärme des Zornes gegen mein Schicksal eine Weile; als auch diese verlosch, schleppten mich die Angst und die Verzweiflung noch eine Strecke fort.

Ich hatte zwischen den Wänden eine Rinnse gefunden und war in derselben noch höher emporgeklettert. — Wenn ich schon hier zu Grunde gehen soll, so sei es zuhöchst oben, in der Nähe des Himmelreiches. Bevor mich da oben in den Hängen aber das Bewußtsein verließ, verließ mich der Nebel. Plötzlich war er über meinem Haupte röthlich geworden, wie Rauch über der Hitze des Feuers, und schon hatte der Wind auch diesen

letzten Schleier hinabgefegt in's finstere Gebraue und über mir leuchtete in tiefer Sonnengluth eine senkrechte Felswand. Sie ragte mit dem Kegel, auf dem ich lag, wie eine Insel aus dem Meere und weit von mir ragten aus demselben ebenso die Spitzen des Laichhorns, der weißen Scharn, des Ortler endlich und die Berge des Engadin. Wenn sie's waren — behaupten kann ich's nicht. Ich fühlte damals eine gottlose Gleichgiltigkeit für derlei touristische Studien. Nur für einen Umstand hatte ich das wärmste Interesse, nämlich für einen Geruch, der an meine Nase drang, und in dem ich den Rauch eines Herdfeuers zu spüren glaubte.

Die Sache schien mir unwahrscheinlich, doch erhob ich meine Stimme und schrie um Hilfe. Nicht lange währte es, so tönte da unten und nicht weit von mir ein Alpenhorn. Sie glauben es gern, daß ich aufsprang wie neugeboren, frisch und kräftig. Mit Hast suchte ich einen Abstieg in jener Richtung, aus der das Horn erklungen war, ich sprang hinab, ich glitt, ich rollte, ich war wieder im Nebel. Das Horn blies noch mehrmals und lockte mich zu sich und da stand ich vor einem festen Steinbaue mit Dach und Fenstern — ein fast stattliches Haus.

Der Eingang, vor dem aus der Wand ein klarer Brunnen rieselte, war schmal und nicht hoch; über dem-

selben stehen heute noch die Worte: „Müder Wanderer, sei willkommen!"

Hat je Einer diesen Spruch so empfunden, als ich damals? Ich glaube nicht. Mit bebenden Gliedern sank ich auf die Thürschwelle hin und suchte die hervorbrechenden Thränen zu stillen. Jetzt kam aus dem Gewüste her ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, der trug das Alpenhorn und fragte mich, ob ich es gewesen wäre, der gerufen hätte und warum ich nicht in's Haus ginge?

„Ich habe mich verirrt," sagte ich „und möchte nur wissen, wo ich bin."

„Jetzt sind Sie bei uns," hörte ich hinter mir eine rauhe Stimme in der Mundart der Vinschgauer. Da sah ich mich um, wer denn hinter mir stehe. Ein kleiner Mann war's, der ein braunes, hartes, narbiges, graustruppiges Gesicht hatte, als wäre es von Zirmholz geschnitzt und mit Bergmoos bewachsen. Und, bei Gott, trug dieser Mensch nicht einen schwarzen Frack, der wie eine an die liebe Natur geschleuderte Gotteslästerung an seinem Leibe hing! Darunter die blauen Wollenstrümpfe, das kurze, abgescharrte Beinkleid aus Gemshaut — ein gründlicheres Mittel gegen meine sentimentale Erregung konnte es doch nicht mehr geben.

„Es ist freilich wohl ungeschickt von mir," sagte

nun der Mann — „aber treten Sie aus diesem kalten Wind nur erst in die Stube! — es ist ungeschickt; nur habe ich zum Umkleiden nicht mehr die Zeit gehabt; der Herr ist so vom Himmel gegossen dagewesen. Christian, führe ihn hinein und lege im Ofen Holz nach; ich bin bald wieder da!"

Er trippelte über eine schmale Stiege in den Oberbau hinan; mich führte der Junge mit dem Horn in die Stube.

Nun war's aber keine Stube, wie man sie in Alpenhäusern findet; es war ein feines Gastzimmer mit zwei schneeweiß gedeckten Tischen, wie solche in den Gasthöfen der Städte stehen, mit gepölsterten Ledersesseln, wie man solche in gut situirten Pfarrhöfen findet, mit großen Hirschgeweihen und feinen Kupferstichen an der holzgetäfelten Wand nach Art der Stuben in den Jagdschlössern großer Herren. Der Ofen war grün und so groß, wie in Bauernhäusern, aber viel feiner und eine Wärme hauchte er aus ringsum, wie ein gutes Frauenherz. Christian rückte mir am vorderen Tisch einen Sessel zurecht, ich sank nur so in denselben hinein und war zu überrascht, um etwas denken zu können. Sie glauben es gerne, daß mir wohl war; so wohl wie nie mehr seit jenem fernen Christabende, da ich als Student das letztemal in das Stüblein meiner Mutter heimgekehrt war.

Bald kam mein kleiner alter Mann wieder, aber nun ohne blaue Waden und ohne Lederhosen, sondern schreckbar schwarz und kellnerhaft von unten bis oben. Aber sein Benehmen war menschlich. Er trat ruhig zu mir heran und fragte, was ich begehre?

„Etwas zu essen," antwortete ich, „was es auch sei." Fast war ich zu erschöpft, um sprechen zu können.

„Ihre Kammer finden Sie hier nebenan," sagte der Schwarze, und drückte eine Thür halb auf, die mich in ein Nebenzimmerchen blicken ließ. Ein aufgerichtetes Bett, ein Wasserbecken, an der Wand ein blauer Hausrock, am Fußboden Schuhe aus brauner Wolle. — Ob es mir nicht beliebe?

Ich war in meinem Lehnstuhl wie eingegossen.

„Er könne sich's wohl denken," meinte der Alte und zündete eine Lampe an, die er auf den Tisch stellte, auf daß sie in der bereits dämmernden Stube einen freundlichen Schein verbreitete. „Er könne sich's denken, ich sehe nicht aus, als ob ich geradenwegs aus dem Thale heraufkäme, ich hätte in solchem Nebel sicherlich eine unliebsame Tour auf die Rulora gethan. Nun, ich möge mir's nur recht behaglich machen."

Hierauf brachte der Christian Porzellanteller, blinkendes Besteck, Wasser und eine Flasche rothfunkelnden Weines. Dann kam eine Suppe, die mein Alter im Frack nicht

Bouillon nannte, die aber besser, unendlich besser war, als alle Bouillons von Wien und Paris. Darauf ein Schluck aus der Flasche und meine Lebensgeister waren wieder zurückgekehrt. Nach dieser Suppe erschienen Schinken und Sardinen, dann kam ein köstliches Stück Wildpret und hierauf — Alles stets fein zubereitet und mit Grazie servirt — frischbereitetes Backwerk. Bei diesem wurde der Wein gewechselt. Der biedere „Tiroler", so viel von ihm noch da war, zog sich bescheiden zurück und ein edler Franzose, aus Bordeaux gebürtig, machte mir in feingeschliffenem Glase seine Aufwartung.

Wo in der Welt habe ich jemals so genachtmahlt, als da drinn, hoch in den Alpen!

Es waren an demselben Abende auch noch ein paar andere Gäste in das außerordentliche Bergwirthshaus gekommen, die ebenso, wie ich, bedient wurden. Der alte, kleine Mann, der außer seiner unseligen Kleidung so gar nichts von jenem universellen Kellnerpathos hatte, welches — doch ich schließe den Mund und öffne den Beutel — der Alte war so schlicht und seine sonnenbraunen, gutmüthigen Züge sahen desto freundlicher drein, je besser sich's die Gäste schmecken ließen. Nun ja, das ist so die Art aller braven Gastgeber. Gottes Lohn für sie!

Ich zog mich bald in mein Stübchen zurück und

fühlte mich in demselben um so behaglicher, je stürmischer draußen der Wind das Haus umrauschte. Das Bettlinnen war fein und von blühendstem Weiß. Der Schlaf aber war gar nicht ruhig, immerfort mußte ich über Felsen klettern und durch den finstern Nebel schimmerte mir eine blasse, viereckige Tafel entgegen, die sich endlich als das Fenster meiner Schlafkammer aufwies. Erst gegen Morgen versank ich in eine erquickende Ruhe.

Eine Ziegenschelle, die draußen läutete, und der Wind, der immer noch an die Wände schlug, brachten mich spät Morgens zum Bewußtsein, wo ich war. Die blauen Tinten einer Felswand sahen zum Fenster herein und Regen sprühende Nebelfetzen jagten vorüber.

Da klopfte es ganz leise an die Thür und auf meine Verstattung ging sie langsam auf; der bäuerliche Alte im Frack schaute herein und fragte mich, ob ich an den Kleidern nicht etwas zu richten wünsche, ob ich vielleicht wunde Füße mit Unschlitt belegen wolle, ob ich zum Frühstück Thee oder Kaffee liebe und ob ich dasselbe im Bett zu mir nehmen würde?

Ich dankte einstweilen und stand auf, um mich anzukleiden. Ich fand mich gestärkt, aber ich fühlte mich nicht ganz behaglich, wie am Abende zuvor. Ich hatte einigen Grund zur Sorge. Dieser Gasthof mit der geradezu glänzenden Table d'hôte auf so hohem Berge

konnte zu meiner Reisecasse doch nicht im besten Verhältnisse stehen, denn ich konnte nicht leugnen, was ich in diesem Hospiz genoß, war mit meinem Geldvorrathe nicht aufzuwägen.

Als ich angezogen war und mich in das wieder wohlgeheizte, sorgfältig aufgeräumte Gastzimmer begab, brachte der Christian auf einer Silbertasse Thee, Schinken, Eier, Butter, Käse, Brot und ein sechseckiges Fläschchen mit Liqueur.

Ich hatte nichts begehrt, so konnte es nicht meine Schuld sein, wenn die Kräfte hernach dafür nicht ausreichen sollten. So viel mußte ich mir reserviren, daß, wenn ich nun schon auf die Schweiz verzichten sollte, die Heimkehr gesichert war.

Während ich frühstückte, fragte mich mein Gastherr im Frack, ob ich bei so ungünstiger Witterung nicht im Hause zu bleiben beliebe? Ich möge bleiben, so lange es mir gut dünke. Ich blickte ihn etwas mißtrauisch an. Doch ein feiner Fuchs, das! Sein Kellnerfrack erklärte mir zur Genüge, woran ich war. Indeß genoß ich ruhig die vorzüglichen Speisen, nippte auch mehrmals vom Liqueure und ließ mich sogar verleiten, das Gläschen einmal gegen den Alten zu heben und zu sagen: daß ich auf seine Gesundheit trinke, auf daß er noch recht lange zum Wohle verirrter und unbemittelter Reisenden hier wirken möge.

Er dankte mit einem Nicken des Hauptes und entgegnete, wenn er einmal nicht mehr sei, so würde seiner statt schon ein Anderer sein.

Einige Minuten später hob ich viel Luft in die Lunge und — bat um die Rechnung.

Der Alte war eben beim Abräumen des Tisches und überhörte die Frage. Ich wartete noch ein wenig, denn fast war mir die nagende Ungewißheit lieber, als nachher der gefallene Würfel.

Endlich sagte ich noch einmal: „Ich bitte, Herr Wirth, um meine Rechnung!"

Er stellte sich an die Tischecke hin und antwortete halblaut: „Es ist nichts. Es ist schon bezahlt."

Ich stand rasch auf und sagte: „Was soll das heißen, lieber Mann? Ich bezahle die kostbare Bewirthung in diesem Hause so gut, als ich vermag."

„Ich bin nur der Diener und darf nichts nehmen. Seit ich in diesem Hause lebe, haben wir Jeden, der zu uns herauf kam, bedient und bewirthet, so gut es auf so hohem Berge möglich ist. Gezahlt hat dafür noch Keiner was."

„Und wer ist der Herr dieses Hauses?"

„Oh, der lebt weit von hier, in Italien. Ich dächte, Sie wüßten von den Dingen; es ist ja kein Geheimniß.

Freilich haben wir nur wenige Gäste, weil das Haus den Reisenden zu abseits liegt und weil fast nur Solche zusprechen, welche sich in diesem Gebirge verirren, oder welche von Tirol auf kürzerem Wege in's obere Karrischthal hinüber wollen. Wohl kommt bisweilen auch ein Engländer heraufgestiegen, um zu sehen, ob es denn wahr sei, daß man hier essen und trinken kann."

Wer sich meine Verwunderung denken könnte!

„Nachdem Sie mir," so sagte ich dann zum Alten, „den Weg in's Engadin werden gezeigt haben, will ich wohl noch an diesem Tage weiterwandern, aber vorerst muß ich wissen, wer mich hier bewirthet hat. Sagen Sie mir's, lieber Mann, unter welchem wohlthätigen Hochstifte steht dieses Hospiz, ich will es aufsuchen und ihm danken, denn was mir gestern Abends dieses Haus ward — es wird in meinem Leben nicht mehr vergessen sein. Gestehen Sie mir nur, unter wessen Dach ich bin."

Da setzte sich der Mann mir gegenüber auf einen Sessel und sagte: „Warum sollt' ich es Ihnen nicht gestehen! Ich habe es noch Keinem vorenthalten, der mich darum befragt, nur hatte Keiner damit genug, zu wissen, wie der Herr dieses Hauses heißt; Jeder verlangte auch zu erfahren, aus welcher Ursache dieses Hospiz errichtet wurde, wie lange es schon besteht und wie ich Bauern-

mensch dazukomme, hier im schwarzen Frack den Gästen aufzuwarten. Und so ist allemal eine Erzählung zu Stande gekommen, mit deren Ende ich begann und mit deren Anfang ich schloß. Da will ich's gleich lieber sachgerecht, von Anfang bis zum Ende auspacken. Sie streichen sich für die Zeit noch Butter auf Brot und schenken sich Schnaps ein. Uns freut's, wenn es schmeckt."

Dann begann er in seiner bäuerlichen Weise eine Geschichte zu erzählen, die ich so kurz und so treu als mir möglich, wieder zu geben versuche.

„Ich," so begann er, „bin seit meinem achtundzwanzigsten Jahre beschäftigt, zur Sommerszeit auf diesen Bergen Alpenkräuter zu sammeln. Bin nachher damit hausiren gegangen von Apotheke zu Apotheke, dann zu Geistbrennern, zu Wurzelhändlern, die aus Einsiedeln hergekommen sind, auch unter der Hand habe ich verkauft, um wohlfeiles Geld oder um Lebensmittel vertauscht. Man lebt davon. Dahier — fast gerade, wo jetzt das Haus steht, habe ich meine Hütte gehabt, nur so zur Noth aus Steinen und Zirmgeflecht und Baumrinden zum Schutze gegen grobe Wetter. An die zwanzig Jahre habe ich's so getrieben. Vor fünf Jahren in den Hundstagen, just am Jacobitag ist's, als ich auf der Rückkehr mit einem Korbe voll von Gekräute zur Hütte hier am Brunnen, der da draußen heute noch

aus der Wand springt, einen Mann hingestreckt liegend finde. Ein weltfremder Mensch — anfangs habe ich gehalten, er ist todt. Ich reiße ihn vom Boden auf, gieße ihm Wasser in's Gesicht und zum Glück habe ich Gemswurzelgeist bei mir, der ihn richtig lebendig macht. Er schaut mich an und spricht auf Italienisch. Ich schleppe ihn unter's Dach und thue, was ich kann. Stundenlang sitzt er am Fenster, wie ein Stück Holz und rührt sich nicht und redet nicht. Es ist ein vornehmer Herr, ich vermerk es bald, nicht auswendig, da hat er ein grob Wollentuch, aber das Hemd ist besetzt mit lauter Diamantknöpfen — ich kenne die von Zürich her, da ich dort als Wehrmann bei einer Arbeiterrevolte vor einer Pretiosenhandlung habe Wach' stehen müssen. Nu endlich, wie er warme Kräutersuppe und etwas vom Gemsbraten gegessen hat, macht er ein tiefes Seufzen und sagt: Gottlob!

Ja wohl, Herr, Gottlob! rufe auch ich aus; seien wir froh, daß es so gut geworden ist. Das ist ein böses Gebirg, das! — wer es nicht kennt! Schier alle Jahr fordert es sein Opfer, erst vor etlichen Wochen ist da unten im Kar wieder ein Menschengerippe gefunden worden. Es ist halt gute fünfzehn Stunden lang, daß man kein Haus und keine Labniß findet und gar wenn sich Einer verirrt. Ja, so hätte auch er, der ungefähr-

det die Schweiz durchwandert sei, in dieser Wildniß sich verirrt. — Ist leicht möglich, sage ich; ruhe sich der Herr jetzt aus, so gut es auf dem Moosbett möglich ist, ich werde die Nacht über auf's Feuer achten, denn um's Frühen wird es hieroben schauderhaft kalt. Morgen stelle ich meinen Mann, ob der Herr, sage ich, in's Tirol oder in's Schweizerische hinab will.

Er schaut mich scharf an. Ich glaube es; auch im Gebirge gibt's schlechte Leute. Wäre aber arg, denke ich, wenn er deßwegen nicht schlafen könnte. Mein Herr, sage ich, da ist meine Pistole und mein Wurzelstecher — meine ganze Bewaffnung — ich habe nichts dagegen, wenn der Herr diese Sachen unter seinen Kopfpolster legen will. Er lächelt und sagt das Wort des italienischen Dichters: Jeder Stein wird zum Todtschläger in der Hand des Bösen. — Bald legt er sich hin und mir scheint, er hat mir vertraut. Wie ich aber — lieber Herr — vermeine, daß er einschläft, hebt er sich noch einmal auf und sagt: Alljährlich fordert dieses Gebirge seine Opfer? Ich antworte, daß es so sei. Hernach fragt er, ob hier Grund und Boden zu haben wäre, fragt noch über Eins um's Andere; ich antworte nach meinem Wissen und endlich spricht er das Wort: Ueber's Jahr an diesem Tag muß es vollendet sein. Ist sonach eingeschlafen.

„Am andern Morgen —“ so fuhr der Alte in seiner Erzählung fort — „habe ich ihn hinabgeleitet in's Schweizerische; muß ihm noch genau meinen Namen sagen — ich heiße Bernhard Stocker — und meinen Wohnort, dann geht er seines Weges. — Aufgefallen ist mir nur, daß er nicht einen Pfennig Entlohnung angetragen hat. Selbstverständlich thut's der Mensch um Gotteswillen, wenn er den Verschmachtenden labt und den Verirrten weist; aber ein Mann, der so viel Diamanten im Unterkleid trägt — — na, später hat sich's gewiesen, was ihm angestoßen ist. Leute kommen herauf, erwerben den Platz, bauen ein Haus. Zu Zürich das Kantonhospital kann nicht viel mehr Geld gekostet haben, als dieser Bau; man kann sagen, er hat von Menschen müssen heraufgetragen werden. Wie es nun dasteht, das sehen Sie. Und mich hat er zum Hauswirth gemacht. Ich leide keine Noth. Alles, was zur Bewirthung der Fremden bedurft wird, kommt reichlich herauf und ich bediene die Herrschaften, die das Unglück haben, über die Rulora zu müssen, so gut ich's vermag. Es ist auch Jeder zufrieden; nur zwei Herren sind einmal gekommen, diese haben nicht eben erschöpft ausgesehen, sich trotzdem — und 's ist auch recht — unsern Tisch wohl schmecken lassen. Aber an meiner Lodenkleidung und an meinen rauhen Händen haben sie An-

stoß genommen und so ein grobkörniger Aufwärter wäre eine Schmach für das Hospiz. Sehen Sie, lieber Herr, und seither trage ich den schwarzen Frack und die Handschuhe."

Laut habe ich dem Alten nach diesen seinen Worten in's Gesicht gelacht, fest habe ich ihm die Hand — die nun wieder deckenlose — gedrückt. „Verzeihen Sie," rief ich, „wenn ich jetzt ungebührlich lache, so thue ich es nicht gegen Sie, sondern gegen die feinen Herren, die auch an diesem gastfreien Hause zu nergeln fanden. Sie haben ganz Recht, daß Sie sich in den Frack stecken, solche Schlucker sind es nicht werth, von einer ehrlichen Bauernjoppe bedient zu werden. — Sonst aber haben Sie mir nur noch Eines vergessen zu sagen, nämlich, wer der hochherzige Mann ist, der dieses Hospiz, dem ich die Rettung meines Lebens verdanke, gegründet hat?"

„Ich hätte ja ohnehin gebeten, sich noch in's Fremdenbuch zu schreiben," sagt er, „in demselben finden Sie auch seinen Namen."

Und so war es. Auf der ersten Seite des in schweres Leder gebundenen Buches standen die Worte: „Diesen Alpenhort hat aus Dankbarkeit gegründet und allen Bedürftigen zugeeignet Alphonso Guillelmo."

Die weiteren Seiten waren angefüllt von begeisterten, dankbaren Ergüssen der Reisenden, die im Hause

Unterstand und Bewirthung gefunden haben. Allen, die bei Alphonso Guillelmo zu Gaste waren, erging es so gut, wie mir. Die Wenigsten aber schienen zu wissen, wer Alphonso Guillelmo sei; nur Einer hatte in das Buch geschrieben: „Du bist einer von Denjenigen, denen es Spaß macht, öffentlich verlästert zu werden und ihre guten Thaten heimlich zu üben. Es ist besser so, als umgekehrt.“

Unter diese Zeilen schrieb ich den Namen

Hans Malser.

Eine Frau mit solchen Grundsätzen!

Endlich hatte Professor Stamhart seine Braut gefunden. Er hatte viele Jahre lang nach ihr gesucht. Sein Ideal von der Ehe stand so hoch, daß die schönsten und besten Töchter des Landes nicht dazu emporlangten.

Schon zweimal war er Bräutigam gewesen. Seine erste Braut war ein herrliches Mädchen und ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes. Sie war nicht allzu schwärmerisch, ihr Gedanke war oft mächtiger, als ihre Empfindung. In modernen Lehranstalten hatte sie ihre Bildung empfangen; gleichwohl erst achtzehn Jahre alt, umlächelt von rosigem Glücke, das in ihrem Auge wiederspiegelte, beschäftigte sie sich doch häufig mit den Schattenseiten des Lebens und sprach darüber, wie ein eingefleischter Schoppenhauerianer. Einmal trat sie gesprächsweise für die Löslichkeit der Ehe ein; darüber brach der Professor mit ihr das Verhältniß ab. Er will kein Weib, das selbst mitten in der Liebe glorreichster,

berauschendster Zeit schon an eine Trennung von dem Geliebten denken kann.

Seine zweite Braut war ein Kind des Glückes. Auf Rosen gebettet, auf den Händen getragen, sah sie nichts als Lust und Freude. Ein großes Vermögen versprach ihre und ihres Gatten Zukunft vor allen materiellen Sorgen zu bewahren. Der Professor sollte sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen können. Seine Braut hing an ihm mit leidenschaftlicher Liebe und den Gedanken an eine Trennung von ihm vermochte sie nicht zu fassen. Eines Tages war von Müttern die Rede, die ihre Kinder durch Ammen ernähren lassen; die Braut fand das selbstverständlich und redete solchen Müttern das Wort. Darüber löste der Professor mit ihr das Verhältniß. Er will keine „Dame“ zur Frau, er will ein Weib, ein echtes, deutsches, opferfreudiges Weib, das wie der Pelikan seine eigene Brust aufthut, um die Kinder zu atzen.

Und nun die Dritte. Sie war die lieblichste, bräutlichste und kindlichste von Allen — sie war zwanzig Jahre jünger, als der Professor. Heute wandelte er mit ihr im Schatten des Wäldchens und legte seinen rechten Arm um ihre Taille und seine Hand wurde befächelt von dem weichen Gelocke, das von ihrem Haupte niederwallte. Im Schlosse hallten Hämmerchen, die Pforten und Treppen wurden bekränzt zu dem Hochzeitstage.

„Also morgen, mein Kind!“ sagte der Bräutigam.

„Ja, morgen,“ antwortete das Mädchen und blickte mit seinem Auge, das so blau und tief war, wie Maienhimmel auf hohem Berge, zum Professor auf.

„Morgen zu dieser Stunde sind wir Eins für alle Ewigkeit.“

„Ich möchte wohl gern wissen, Franz, ob —“

Sie unterbrach sich, er blickte sie fragend an.

„Nein,“ fuhr sie fort, „Du kannst es ja auch nicht wissen. Ich denke nur bisweilen daran, ob zwei Eheleute auch im Jenseits wieder zusammenkommen.“

Darauf entgegnete der Professor:

„Wenn es ein Jenseits gibt und wenn sich die Eheleute treu geliebt haben, so müssen sie dort wohl wieder zusammenkommen.“

„Daß sie sich treu lieben,“ antwortete sie, „das kann wohl nicht anders sein.“

Er schwieg.

Nach einer Weile erst, als sie auf der Lindenbank saßen, mitten im Grünen und zwischen Rosenbüschen, wo Schmetterlinge gaukelten und wo die Natur über ihrem Lächeln eingeschlummert schien, um vom Paradiese zu träumen, da sagte der Professor: „Ja, mein geliebtes Herz, das Eheglück hat mancherlei Feinde. Wir werden sie nicht kennen lernen, ich will Dir nur ein paar Namen

derselben nennen. Da ist die Eifersucht, die Unredlichkeit, die Armuth."

„Auch die Armuth?" sagte das Mädchen.

„Das ist die Harmloseste von den dreien, aber die Häufigste."

„Da denke ich an Frau Berger," versetzte sie, „Du kennst sie ja?"

„Die hübsche blonde Frau, welche gestern im Gartensalon bei Deiner Mama saß —"

„Und die Du als Fräulein angeredet hast, weil sie so jugendlich und blühend und übermüthig aussieht —"

„Und weil ich ein naives Professorlein bin, das es nicht wie Andere versteht, den Frauen die Männer vom Gesichte zu lesen."

„Frau Berger ist sehr arm," erzählte das Mädchen, „ihr Mann ist seit einigen Wochen erwerbslos geworden. Ihr kleines Besitzthum ist aufgezehrt, den Rest desselben hat Berger aus Gram im Wirthshause vertrunken. Eben bei Tische war davon die Rede. Seit drei Tagen leben sie von dem Letzten, was sie zu versetzen hatten, von ihren Eheringen."

„Von den Eheringen!" wiederholte der Professor und stand auf. „Und hilft den Leuten Niemand? Was hatte Berger für eine Stellung?"

„Er war Beamter in einem Bankhause."

„Und aus welchem Grunde hat er seine Stelle verloren?“

„Er war auch ein gewissenhafter Beamter und doch —“

„Nun?“ fragte der Bräutigam und setzte sich wieder zum Mädchen auf die Bank.

„Man sagt, die Schuld läge an ihr,“ versetzte das Mädchen.

„An ihr? Wie so das?“

„Es heißt, daß sie ihren Mann lieb hätte und man kann nicht begreifen, warum sie ihn nicht retten wollte. Das kleine Opfer, nein, ich sage lieber, der kleine Schritt, wäre, so erzählt man, hinreichend gewesen, um ihm die Stellung zu erhalten und ihn, wie sie, vor Elend und Noth zu schützen. Ich verstehe es nicht, wie so eine Frau hart genug sein mag, ihren Mann fallen zu sehen, wenn sie ihn halten kann.“

„Gewiß, mein süßes Herz, Eheleute, die von einander ihr Glück beanspruchen, müssen bereit sein, auch für einander in den Tod zu gehen. So ernster Natur wird aber das Opfer wohl kaum gewesen sein, welches der Frau zugemuthet wurde.“

„Oh freilich nicht,“ lachte das Mädchen, „die Sache soll sich so verhalten haben: Bergers Chef — er ist, sagt man, ein freundlicher Mann — hat sich für die

junge Frau Berger interessirt und ihr Geschenke angeboten; aber sie war stolz und wies die Geschenke zurück. Trotzdem hat sich der vornehme Herr nicht von ihr abgewendet, hat sie eingeladen, daß sie ihn besuche. Denke Dir, Franz, sie schlug's ab! Natürlich war der Chef über solchen Trotz empört und er deutete ihr an, daß sie durch ihre Weigerung die Stelle ihres Mannes auf's Spiel setze. Ich hätte von Frau Berger nie geglaubt, daß sie so unartig gegen ihren Vorgesetzten und zugleich so rücksichtslos gegen ihren Mann sein könnte. Sie schlug es dem Chef rundweg ab, und in einigen Tagen später war ihr Mann entlassen."

Der Professor sah während dieser Erzählung seiner Braut starr in's Angesicht. Nicht das leiseste Zeichen von Satire war darauf zu lesen, voller Ernst war ihr die Sache, ja von Frau Berger sprach sie sogar im Tone des Vorwurfs.

„Was meinst Du also weiter?" fragte der Professor tonlos.

„Ich habe Frau Berger recht lieb, aber das möchte ich schon sagen, daß so mittellosen Leuten ein solches Stolzthun nicht gut ansteht."

„Du meinst also," sagte der Bräutigam lauernd, „daß sie dem Herrn Chef hätte zu Willen sein sollen?"

„Ja, warum denn nicht? Ich kenne den Herrn

nicht, aber selbst im Falle er ihr antipathisch war, sehe ich kaum ein, warum sie zum Wohle ihres Mannes das kleine Opfer nicht hätte bringen sollen. Derlei geschieht ja täglich."

Nun war der ruhelose Professor aufgestanden. Sein Gesicht war blaß. Er suchte vergebens das Zittern seiner Seele zu verbergen.

„Ist das Dein Ernst, Lina?"

Sie sah ihn erschreckt an und widerrief nicht.

Da sagte der Professor: „Ich bitte, mein Fräulein, unser Verhältniß von diesem Augenblicke an für gelöst zu betrachten. Eine Frau mit s o l c h e n Grundsätzen ist nicht die meine."

„Franz! Franz! was ist das?" rief sie und wollte an seine Brust stürzen, er drängte sie kühl zurück.

„In der That eine liebenswürdige Frau, die ihren Mann verräth, um ihn für sie erwerbsfähig zu erhalten?"

„Aber Franz, wie bist Du denn? Sie that's ja nicht."

„Ob's s i e's that, oder nicht, das ist mir gleichgiltig. D u h a s t e s g e d a c h t! Ja, ja, so ist es die Art der Reichen: Um vor der Welt zu bestehen, zu glänzen, zertrümmern sie ihr Herzensparadies. Nach außen prunken sie mit ihrer Liebe und ehelichen Zärtlichkeit. Im Innern ist es hohl. Ihr steht nicht an, Mann und Kinder zu verrathen und zu verkaufen für

Schein und Flitter. Und nicht einmal aus Leidenschaft thut Ihr's, sondern mit Berechnung. Des Mannes Liebe ist Euch nur Nahrung für Eure Eitelkeit; Treue dünkt Euch philisterhaft; Untreue gehört zum guten Ton —"

„Mein Gott, was habe ich gethan?" weinte das Mädchen mit gerungenen Händen.

„— Und so selbstverständlich ist Euch Untreue, daß Ihr staunt, wenn man Euch deren angeklagt. Unser Heiligstes in diesem Leben ist Euch nichts, als Launenspiel. Ich ersuche Sie, Fräulein, lassen Sie mich meiner Wege gehen!"

Sie hatte ihn angstvoll umklammert, an seinem Körper glitt sie nieder auf ihre Kniee und bat ihn flehentlich, ihr zu gestehen, was sie denn Unrechtes gesagt habe.

Er stieß ein hohles Lachen aus.

„Wenn Du an mir zweifelst, Franz!" rief sie; er unterbrach, von einem Zweifel könne hier keine Rede mehr sein.

„Ich weiß," fuhr er fort, „Sie wollen mich versichern, keinem Manne außer mir zu gehören. Ich glaube Ihnen. Aber das ist nun nebensächlich geworden. Sie haben es gedacht, Sie hätten es gerechtfertigt und das allein schon hat Ihre Bräutlichkeit zerstört. Wo der Ehebruch einmal in Gedanken stattgefunden, da hat er

in der Wirklichkeit nicht mehr viel zu bedeuten. Leben Sie wohl!"

Rasch schritt er davon, eilte hastig hinaus durch den halbfertigen Triumphbogen, der am Eingange des Parkes errichtet wurde.

An der Lindenbank lag bewußtlos die verlassene Braut.

* * *

Das ist dreißig Jahre später. In einer Dachkammer der großen Stadt, zwischen morschenden Möbeln und verstaubten Büchern kauert ein Greis und starrt trüben Blickes auf die giebeligen Ziegeldächer hinaus. Das Stückchen blauen Himmels über denselben umschleiert der röthliche Rauch einer Lederfabrik. Auf dem Schranke steht ein Vogel und schaut zu dem alten, eingetrockneten Manne herab. Dieser Vogel ist seit vielen Jahren sein einziger Genosse und Freund — aber ein lebloser, mit Werg aufgeblähter Freund — eine ausgestopfte Nachteule. So viel hat er sich erworben, ist ihm geblieben von dieser schönen, freudeblühenden Welt.

Der alte, arme Professor Stamhart!

Nach der Trennung von seiner dritten Braut hat er verzichtet auf das eheliche Glück und hat ein einsames, liebeleeres Leben geführt. Wie ein endloser Wintertag

waren sie gewesen, diese dreißig Jahre; die Blumen der Lenze und die goldenen Aehren der Sommer hat der Mann übersehen. Nun waren alle Bäume laublos; in Bücherstaub suchte er seinen Gram ob des verlorenen Lebens zu ersticken.

Da kam der Brief.

Der Brief, dessen Inhalt alle Empfindungen der Pein und der Liebe noch einmal in ihm entfacht hat.

Und so lauteten die Zeilen:

„Lieber Franz!

Ehe in diesen Klostermauern mein Leben noch ganz verlischt, muß ich Dir eine Mittheilung machen, die Dich vielleicht versöhnen wird, so wie ich versöhnt bin. Als Du Dich von mir gewendet hattest, ging ich in das Kloster der Barmherzigen. Ich pflegte mit Freuden die Kranken, denn in jedem der Armen sah ich Dich. Sie nannten mich ihre Mutter und Schwester — ich lebte für sie und blieb doch Dein. So wirst Du wohl nicht eifersüchtig sein.

Heute, mein Franz, heute weiß ich es auch, warum Du von mir gegangen bist. Damals wußte ich es nicht. Damals war ich noch ein Kind, das nichts Arges daran sah, wenn eine junge Ehefrau den Chef ihres Mannes besucht. Ich hatte keine Ahnung davon, was das unter

Umständen bedeuten konnte. Ich verzeihe Dir Dein Mißverständniß und ich rechtfertige Dein Verhalten. Du hast gebüßt; die Verachtung, welche Du seither für mich empfinden mußtest, hat Dein Leben verbittert. Ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch in der Sterbestunde. Aber ich habe auch eingesehen, daß gegen den Dämon des Mißtrauens nicht zu kämpfen ist. Heute wirst Du mir glauben, denn ich fühle, diesem Brief an Dich werden meine Sterbeglocken das Geleite geben. Möge mein treuer Gruß die Härte Deiner Tage mildern. Lebe wohl, Franz. Unsere Ehe beginnt erst in der besseren Welt.

Lina."

— — — — — — — — — — — — — — —

Der arme Mann! Da ist er hingefallen auf den Boden und hat laut geweint.

Was er für Leichtsinn, für Treulosigkeit hielt, das war — die Unschuld des Kindes...

Allsogleich machte sich Professor Stamhart auf zur Reise nach jenem Kloster, um sie zu sehen und an ihrer Seite sein Leben zu beschließen. Als er in den Hof trat, hörte er den Chorgesang der Priester.

Sie hoben den Sarg und trugen ihn zu Grabe.

Eine Erzählung.

Das Beste für mich, ich wäre nicht mehr auf der Welt." Mit diesen Worten ging Hans zur Thür hinaus. —

Zank hatte es gegeben zwischen ihm und seinem Weibe. — Worüber? O Du mein lieber Gott im hohen Himmel, wenn Zwei zanken wollen, so ist ein kleines Spinnenweb, welches möglicher Weise einst im Dachfirst der Arche Noah's gehangen haben mochte, Ursache genug dazu. Der Böttcher Hans hatte in seinem Leben viele Reifen angeschlagen, aber der, den er um sich und seine Johanna wand, der saß nicht gut; der schnürte ihm oft das Herz zusammen, dasselbige Herz, welches voreinst so freudig angeschwollen war, wenn er an die Liebste gedacht hatte. Er konnte es immer noch nicht glauben, daß sie, die einst gar so gut war, jetzt gar so böse sein sollte.

Im Advente war's, daß der Hans in der Brauerei-Werkstätte die halben Nächte lang gearbeitet hatte, um

seinem Weibe ein gut Stück Geld mehr als sonst für die Feiertage in die Hand legen zu können. Er freute sich auf kein Christfest und auf keinen Ruhetag, er freute sich nur auf ihren freundlichen Blick, wenn er ihr die nagelneuen Geldnoten — denn solche hatte er sich für diesen Zweck eingewechselt — vorzählen würde.

Und wie sah der freundliche Blick aus? —

„Was soll ich denn mit dem Bettel da?“ rief Johanna und strich die Banknoten über den Tisch hin, daß sie in der Luft flogen, „glaubst, Du fangst mich mit Geld, wo Du mich die halben Nächte lang allein in der Wohnung gelassen hast?“

Ganz freundlich, während er das Papier wieder zusammenthat, erinnerte er sie, daß sie ja oftmals geäußert hätte, sie wolle nichts von ihm wissen, er solle ihretwegen gehen, so weit der Himmel blau sei, so habe er gedacht, würde sie seine zeitweilige Abwesenheit wohl aushalten.

Da kam er an.

„Aushalten!“ rief sie, „ja, glaubst Du, des Aushaltens wegen geht's her! Da lach' ich. Du bist mir ein —“

Nein. Es wäre närrisch, wenn man ein weibliches

Zetern auch noch nachmachen wollte, obwohl mir, für meinen Theil, aufrichtig gestanden, hierin das gedruckte Surrogat lieber ist, als die Originalwaare, auf welche die Weiber ein Privilegium genommen haben, das von der Erschaffung der Welt bis zum jüngsten Tage dauert.

Als Johanna aus Mangel an Athem einhalten mußte, sagte der Hans: „Das Beste für mich, ich wäre nicht mehr auf der Welt.“ Und ging in den Winterabend hinaus und ging den Strom entlang, und kehrte nicht zurück.

Für's Erste wurde die Böttchersfrau noch zorniger, als sie sah, daß er, ohne ihr weiters streiten zu helfen, davonging. Aber, als er um Mitternacht noch nicht zurück war, da vertrieb sie sich die Zeit mit Weinen. — Es gab ja doch keinen Menschen auf der Welt, den sie lieber hatte, als ihren Hans, aber sie hatte ein eigenes Wohlgefühl, so oft sie ihn beleidigen konnte. Sie wußte genau, wo es ihm weh that, und gerade dort stach sie mit ihren Worten hin. Blieb er gleichgiltig, so gerieth sie außer sich vor Wuth, traf sie, so jauchzte es in ihrem Innern auf und gleichzeitig hatte sie schon wieder Mitleid mit ihm — und da stach sie zu Trotz nur noch leidenschaftlicher auf ihn los — und das war eine Wollust, die sie hart vermißte, wenn er nicht bei ihr war,

oder wenn er von jener fürchterlichen Gleichgiltigkeit besessen war, in der er das Meiste zu überhören schien, oder darüber lachte, oder bei ihren heftigsten Lanzenüberfällen — gähnte. Das Ungeheuer hatte solche Stunden. O Heiland, was sind da für Fensterscheiben, Töpfe und Gläser zertrümmert worden! — Mir aber erkläre Einer solche Weiber! Und dann, wenn's zu spät ist, steht plötzlich das zarte Frauenherz auf mit seiner Klage und mit seiner Liebe, da gibt's Blumen auf dem Grabe und Grünzeug — wie man am Aschermittwoch den todten Häring aufputzt auf dem Teller.

Als Hans am Morgen noch nicht da war, hielt es Johanna nicht mehr länger aus, selbst erschöpft von der schlaflosen Nacht, stand sie früh vor Tags auf und ging durch wüstes Schneegestöber der Stadt zu. — Angst und Zorn erhitzen ihr Blut, sie ist noch ganz uneins mit sich, ob sie — wenn sie ihn findet — ihn umarmen, oder ohrfeigen wird. —

Wir wissen, daß Hans Abends zuvor den Fluß entlang ging. Gern hätte er seinen Welt- und Ehestandsschmerz heute gelöscht, aber das Wasser — es trieb Eis darauf — war ihm zu kalt. Da geht er doch lieber die paar Stunden in die große Stadt hinein, sucht ein Spielhaus und probirt sein

Glück. Wer kein Glück mit Weibern hat, der hat's mit Karten! Wenn das wahr ist, so besitzt er morgen einen gespickten Beutel; mit dem geht er nach Amerika. Verliert er aber seinen Einsatz, so rinnt auch morgen noch Wasser den Strom herab. Der Böttcher lacht lustig auf. Es kann nicht fehlen — Eins oder s' Andere.

Für's Erste suchte er in der Stadt ein Weinhaus, da stärkt er sich zum Tagwerk; es wird sich weisen, was besser thut, die hölzernen Kartenblätter, um die er sonst die Reifen schlägt, oder die kleineren von Papier und mit den Figuren, die — umgekehrt, wie in der heiligen Ehe — des Nachts mit einander streiten und tagsüber friedlich nebeneinanderliegen.

Das Geld, mit dem Hans sein Weib erfreuen wollte, das legte er nun auf den Spieltisch. Er wagte frisch und keck und gewann. Um Mitternacht stand es so, daß er das kleine Wasser aufgeben und an das große denken konnte — an den atlantischen Ocean, an die Fahrt in's Amerika. Um ein Uhr konnte er sich am Mississippi, oder sonst wo ein beträchtliches Stück Land und einen Schock Neger kaufen, um zwei Uhr hatte er ein nettes Haus und war im Stande, eine Familie zu ernähren. Bei diesem Gedanken wirft er ein unrechtes Blatt aus — Gott Lob,

die Familie wäre wieder weg. Etwas nach drei Uhr ist auch das Stück Land verspielt mitsammt den Negern, um fünf Uhr ist die Reise verscherzt — der letzte Groschen dahin.

Der Hans erhebt sich still und geht davon — geht dem Strome zu. In der Stadt beginnt bereits das Leben des Tages und Fuhrwerk und Menschen winden sich mühevoll durch die neugefallenen Schneemassen. Allerorts werden Schneeschaufler aufgenommen, auch der träge hinwatende Böttcher wird gefragt, ob er sich was verdienen wolle?

„Ich brauche nichts," murrte der Mann, dann bleibt er aber doch stehen und denkt: nun, ein paar Stunden früher oder später, darauf käme es jetzt nicht mehr an, den Gefallen könne er ja der Welt noch thun, und im Grunde: wenn er sich zu Tode schneeschaufelt, wie ganz anders wird das Begräbniß sein, als wenn ihn das Wasser auswirft. Was aber wird die Johanna sagen? „Hat der Narr aus Geiz sich zu Tod schneegeschaufelt," wird sie sagen. Wie anders, wenn sie sich vorhalten wird müssen: „Der arme Mann, ich habe ihn ins Wasser gehetzt!" Was das großartig ist! Nur lehnte sich gegen letzteres sein Gewissen auf und erinnerte ihn an das ihre, das ihr auf lebenlang zurufen müßte: Du bist seine Mörderin!

— Kannst du deinem Weibe als Erbschaft eine Hölle auf Erden hinterlassen? Kannst du das? — Nein, er will schaufeln, das macht ihm Frieden und ihr keinen Unfrieden.

Er nimmt das Tagewerk an und in der Vorstadt beginnt er zu arbeiten, schaufelt an manchem Palaste vorbei und ahnt es nicht, daß Menschen darin leben, deren Unglück der Reichthum ist; schaufelt an mancher Hütte vorbei und ahnt es nicht, daß Menschen darin leben, deren Unglück die Armuth ist. Ach, das Menschenherz! es muß eine Ausrede haben, daß es so unselig, so wahnwitzig, so friedlos ist, und nennt: Reichthum, Armuth, Knechtschaft, Freiheit, Einsamkeit, Ehe — was ihr wollt, es will eine Gelegenheit haben, unglücklich zu sein.

Der Hans schaufelte hinaus auf die Haide, umwirbelt vom Schneesturme, der hinter ihm den Pfad wieder verweht. Gestern ist der Mann denselben Weg gegangen, im Herzen ein Amerika, denn neben dem Elende da drinnen steht die Hoffnung, sie ist so grundlos vielleicht, wie die Verzweiflung, aber sie ist als Gegenwage da, damit Einer, der heute leidet, morgen noch lebt. — Der Hans hat diese Nacht mit dem letzten Kartenblatt das letzte Stück Hoffnung von sich geworfen; er wünscht nur noch Eins:

recht bald nichts mehr von dieser traurigen Erde zu wissen. —

Da findet er unter dem Schnee plötzlich sein Weib liegen. Es war verschneit und verweht, es ist erstarrt und bewußtlos. — Jetzt wird's noch einmal warm in seiner Brust, er reißt sie empor, er schreit ihr den Namen „Johanna!“ zu.

Leute kommen zusammen und während sie beschäftigt sind, die Erstarrte in's Leben zurückzurufen, wird Hans es inne, was sie ihm ist. Er verspricht dem, der ihm sein Weib wieder erweckt, all' seiner Hände Erwerb, so lange er lebt — und er schreit es zum stürmenden Himmel auf: er will noch lange leben! —

Sie ist gerettet worden. Die Retter haben auf den Lohn verzichtet, gingen heim und waren zufrieden mit ihrem Werke.

Hans und Johanna sind auch heimgegangen. Und daheim hat das Weib dem Manne versprochen: sie will ihn nicht mehr peinigen.

Daß sie am ersten und zweiten Tage gut war, fand der Hans ganz in Ordnung, daß die Stimmung auch am dritten Tage noch anhielt, überraschte ihn nach dem Vorgefallenen noch immer nicht; aber als die Woche verging, ohne daß Johanna auch nur den geringsten Streit

vom Zaune brach, das wollte ihm — die Wahrheit zu sagen — schier unheimlich vorkommen.

Nun, er hat sich drein finden müssen und leicht und gern drein gefunden. Heute sind seit jener Zeit gerade vier Jahre vorbei — und das böse Weib ist noch immer gut.

D'rum lass' ich's drucken.

Rosegger, Peter,

Vom Kreuzweg des Lebens

Stuttgart [1881]